Zeitschrift: Das Konzept : die Monatszeitung
Herausgeber: Verband der Schweizerischen Studentenschaften VSS
Band: 9 (1980)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A.Z. 8006 Zürich Weinbergstr. 31 9. Jahrgang Nr. 5 Mai 1980 **Kiosk Fr. 2.—**

das konzept

bücher service Seite 12

Erscheint monatlich

Auflage 32 000

Adressen: Weinbergstrasse 31, CH-8006 Zürich, Tel. ☎ (01) 47 75 30 D. Wiener, Postfach, CH-4001 Basel Tel. (061) 22 41 41 Postfach 1351, CH-3001 Bern Tel. (031) 25 88 05

Inserate: Inserateverwaltung «das konzept», Weinbergstrasse 31, CH-8006 Zürich, Tel. ☎ (01) 47 75 30, PC-Konto 80-36651

Abonnemente: pro Jahr Fr. 20.– (Ausl. 26.–), PC-Konto 80-37626

Jugendliche greifen zu Tabletten:
Optalidon — die saubere Sucht *Seite 3*

CIA-Dokument:
Das Leben der Geiseln im Iran ist unwichtig *Seite 5*

«Pressefreiheit»:
Der verkaufte Leser *Seite 6*

Sonderbehandlung eines Schwulen *Seite 6*

Was wollen die «Biologischen»?
Der lange Marsch der Oeko-Bauern *Seite 9*

2. Säule:
Die Ruine im Aufbau *Seite 11*

«das konzept» fordert:
Bekämpft endlich wirksam die Gefahren des Strassenverkehrs

Verbietet die Rollschuhe!

. . . damit die 1248 Verkehrstoten unter sich bleiben!* ** im Jahr 1979*

Interview mit der kubanischen Botschafterin in der Schweiz über die Kubaflüchtlinge

«Unser Sozialismus ist freiwillig»

Über 20 000 Kubaner sollen seit Mitte April die Insel verlassen haben, in den letzten zwanzig Jahren sollen es über eine halbe Million gewesen sein. Zeigt dieser Exodus ein weitverbreitetes Malaise der sozialistischen Gesellschaft Kubas auf, oder handelt es sich bei den Auswanderern bloss um «Delinquenten» und um solche, die den Sozialismus nicht aufbauen wollen, wie von offizieller Seite gesagt wird?

«das konzept»: Welches sind die Gründe dafür, dass so viele Leute aus Kuba ausreisen wollen? Und es geht ja nicht bloss um die zehntausend der jüngsten Zeit, sondern um die mehr als eine halbe Million Kubaner, die seit 1959 das Land verlassen haben.

Frau Botschafterin M. Jiménez Martínez: Wenn Sie die zehntausend Personen mit der Bevölkerung Kubas vergleichen, über 10 Millionen, dann sehen Sie, dass es nur 0,1 Prozent der Bevölkerung sind. – In Kuba ist der Sozialismus eine freiwillige Angelegenheit. Die Leute, die auswandern wollen, sind antisoziale Elemente, welche den Schwarzmarkt in meinem Land einführen wollen, die Marihuana einführen wollen, Drogen usw. Wir haben mehr als 4000 Leute in Haft, die nicht arbeiten wollen, die sich Verbrechen schuldig gemacht haben, Vergewaltigungen usw.

Daneben gibt es Leute, die nicht den Sozialismus aufbauen wollen, sondern den American way of life lieben, amerikanische Jeans, Tape-recorders usw., die eine andere Art Leben vorziehen, die keine Opfer bringen wollen, die ihren eigenen Farbfernseher besitzen wollen (bei uns gibt es Farbfernseher nur für Gemeinschaften, Erholungszentren, Schulen, Hotels usw.). Es sind auch Leute mit oberflächlicher Mentalität.

Wissen Sie etwas über die soziale Schichtung, die Berufe der Leute, die ausreisen wollen?

Nein, darüber habe ich keine Informationen. Aber ich glaube, es sind vor allem Delinquenten.

Glauben Sie das wirklich?

Ja, das glaube ich.

Dann gibt es also so viele Delinquenten?

Ja. Aber wenn Sie diese Zahl mit der anderer lateinamerikanischer Staaten vergleichen, dann sind es nicht viele.

Wenn man aber die Zahl der vergangenen zwanzig Jahre nimmt, dann sind es eben doch viele Leute, die ausgewandert sind. Wenn Sie all diese Leute als Antisoziale und Delinquenten bezeichnen, dann wissen wir nicht, was wir darunter verstehen sollen.

Es waren Kollaborateure von Batista und Leute, die gegen die Kommunisten waren, auch solche, die sich von der imperialistischen Propaganda beeinflussen liessen und Kuba für ein schlechtes Land halten. Das sind auch Leute, die nicht arbeiten wollen. Die sich absondern und die abseits der Arbeit der Bevölkerung leben wollen, aber trotzdem davon profitieren. So viele Dinge sind in Kuba gratis, Schulen, Medikamente, das Spital, die sportlichen und kulturellen Veranstaltungen; die öffentlichen Verkehrsmittel sind sehr billig, die Post, das Telefon, das Brot auch.

Was uns besonders trifft, ist die Tatsache, dass in Kuba seit zwanzig Jahren die Erziehung zu einem «neuen Menschen» vorangetrieben wird und dass trotzdem so viele Leute nicht mitarbeiten wollen.

Aber es sind ja gar nicht so viele. Was sind 10 000 gegen die 1,5 Millionen, die allein in der Hauptstadt demonstriert haben! Es wurde in der westlichen Presse viel über die Leute, die auswandern wollen, geschrieben, und dass die Leute auf Kuba nicht zufrieden seien usw. Aber die Manifestationen von anderthalb Millionen Kubanern für ihre Regierung wurden kaum erwähnt.

Wir nehmen in der Schweiz die Opposition gegen die Regierung ernst, auch wenn sie nur eine Minderheit ist. Denn sie drückt Probleme aus, die eigentlich sehr viel mehr Leute haben. Deshalb halten wir die zehntausend Flüchtlinge jetzt und die halbe Million der vergangenen zwanzig Jahre für ein Zeichen von breiter politischer und sozialer Unzufriedenheit.

In Kuba ist das ganz anders. Jeder drückt individuell seine Haltung aus und nicht auch noch die der anderen. Das ist unsere Mentalität.

Haben die Leute wirklich den Mut zu sagen, was sie wollen und was sie nicht wollen?

Ja, ja.

Wenn die Leute doch immer die Möglichkeit gehabt haben auszuwandern, weshalb sind es jetzt auf einmal so viele?

Es ist eine spezielle Konjunktur: Wir begannen vor kurzer Zeit, den Kampf gegen die Delinquenten zu verstärken. Weiter die Versuchung des American way of life, die intensive Kampagne der USA gegen unser Land. Und auch eine grosse Oberflächlichkeit dieser Leute.

Mittels welcher Medien können denn die USA die Kubaner beeinflussen?

Durch das Radio. Und auch durch das Fernsehen.

Und die Leute sehen sich diese Programme an?

Die Programme können mit jedem Apparat empfangen werden, aber nicht alle Leute hören und sehen sich das an.

In unseren Zeitungen hat man gelesen, ein Grund für das Auswandern sei für viele die Angst vor einem Militäreinsatz Kubas in Angola und Äthiopien. Was sagen Sie dazu?

Dieser Dienst ist freiwillig. Es hat Leute gegeben, die gesagt haben, ich bin mit diesem Einsatz nicht einverstanden. Die haben sich nicht eingeschrieben.

Was sagen Sie zu den wirtschaftlichen Verhältnissen als Gründe für die Auswanderung?

Wir haben den Blauschimmelbefall beim Tabak gehabt, einen grossen Misserfolg bei der Zuckerernte; beim Langusten-Export haben wir wegen eines geborstenen griechischen Öltankers Verluste gehabt. Exil-Haitianer haben die Schweinepest ins Land gebracht. Aber wir sind nicht verzweifelt wegen der wirtschaftlichen Situation.

Ist es für die kubanische Regierung ein Problem, dass diese Leute ausreisen wollen?

Nein. Wir Kubaner sind sehr zufrieden. Wir wollen eine Gesellschaft aufbauen mit einem «neuen Menschen», wie Che Guevara gesagt hat. Wir wollen nicht mit den Leuten zusammenbleiben, die diese neue Gesellschaft nicht mit aufbauen wollen. Es ist besser, ohne die Leute zu arbeiten, welche den Sozialismus nicht lieben. So kann man besser das Resultat der eigenen Arbeit sehen.

Und glauben Sie, dass die kubanische Gesellschaft für die meisten attraktiver ist als die Konsumgesellschaft?

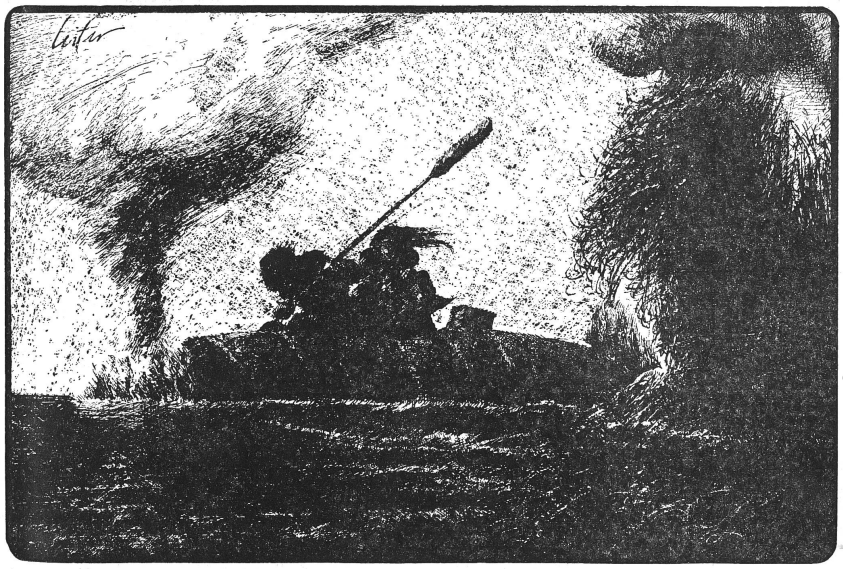
Ja, das glaube ich. Für die rechtschaffenen Leute sicher. Die Fragen des Lebensstandards werden bei uns diskutiert, und die Leute wissen, dass wir einen höheren Lebensstandard anstreben. Aber dass wir zurzeit noch nicht weiter sein können. Die Leute wissen, dass wir ein sehr, sehr armes Land gewesen sind. Der Aufbau des Sozialismus ist nicht leicht. Man muss seinen eigenen Weg wählen. Und es ist um so schwerer, als der nächste Nachbar, die gefährlichste Macht des Imperialismus, nur 80 Meilen entfernt ist. Es gibt viele Aggressionen von daher gegen unser Land, Attentate, Sabotage, Wirtschaftsblockade, Pressekampagne.

Hat denn die sozialistische oder kooperationsbereite Opposition in Kuba Ausdrucksmöglichkeiten?

Fortsetzung auf Seite 2

Im Gespräch mit der Botschafterin Kubas in der Schweiz, M. Jiménez Martínez, standen Georg Hodel, Ruedi Küng und Liselotte Suter.

(Das Gespräch fand am 5. Mai statt.)



Zeichnung: Martial Leiter

Sartre

Von Niklaus Meienberg

Sartre sei gestorben, heisst es, und obwohl man ihn sich nicht tot vorstellen kann (dieses Hirn zerfallen? kremiert? das ist schade), müssen wir es wohl glauben; die Nachrichten aus Paris scheinen unwiderlegbar. *«Il ne pourra plus gueuler»*, er wird nicht mehr ausrufen können, hat einer geschrieben. Er wird die *Bourgeois* nicht mehr als *Sauhünde (salauds)*, die Stalinisten nicht mehr als *Krüppel* titulieren können, und im Café *LE LIBERTÉ* wird sein Platz an der Theke leer bleiben.

Jean-Sol Partre hat ihn Boris Vian genannt. Ein Auge / schaut dem anderen / beim Sehen zu. Sehend die Welt reflektieren; zugleich den Akt des Sehens reflektieren. Er schielte und sah deshalb mehr als andere. Er hat eine schöne Beerdigung gehabt. Es wurde keine Kirche benutzt. Es wurden keine Reden gehalten. Man hat den Kulturminister nicht erblicken müssen, obwohl dieser vielleicht gern gekommen wäre. Weil er riskierte, dabei ausgepfiffen zu werden, ist er nicht gekommen. Dafür viele *métèques*, Fremdarbeiter, Zigeuner, Arme, Kaputte, Intellektuelle, auch viele Schriftsteller. Die bezeichnet man auf französisch mit dem schönen Wort *écrivains, ceux-qui-écrivent-en-vain*. Sartre hat kürzlich bekannt, er habe eigentlich vergeblich geschrieben. Aber *Spass* habe es ihm gemacht, das Schreiben.

Er hat eine schönere Beerdigung gehabt als Diggelmann. Es ist, solange noch beerdigt wird, nicht ganz nebensächlich, *wie* das geschieht. Marchais war übrigens auch nicht am Trauerzug; auch er wär' ausgepfiffen worden.

Fortsetzung auf Seite 7

INSERAT

EUROTRAIN

Fahren im Zug.
Sparen im Zug.

- bis zu 50%
- bis 26 Jahre
- 280 Destinationen in 23 Ländern

Verlang den Sonderprospekt mit allen Preisen! Tel. 01/242 30 00

SSR-Reisen
Postfach, 8023 Zürich

«Vati züchtigte uns»

Zu: «Ein schrecklich normaler Monat des Kindes» in «das konzept» Nr. 4/80. Der folgende Bericht ist eine spontane Reaktion auf die Arbeit des Sorgentelefons für Kinder – von einer Frau geschrieben, die die Normalität am eigenen Leib erfahren hat.

Im Fotialbum meiner Eltern sah ich, dass die Satus-Jugi unseres Dorfes bei der Hochzeit meiner Eltern Spalier stand. Der Turnverein der Männer dagegen drückte vor der Kirche eine Pyramide, und der Radfahrerverband kreuzte mit dem Fussballklub seine Fahne. Mutti lächelte stolz auf ihre Eroberung und liess sich von den Vereinspräsidenten küssen. Wem soviel Ehre angetan wird, der gilt schon etwas in einem Dörfchen. Und weil mein Vati so begehrt war, wurde er auch ein gutes Zugpferd für seine Partei. Besonders bei den Wahlen. Er liess sich feiern und hochtragen, man holte ihn in mehr und mehr Kommissionen. Dieses Leben verpflichtete. Wenn mein Vati sein Prestige bewahren wollte, musste er auch zu Hause seinen Stall in Ordnung halten. Er hatte da drei Hasen, von denen ich der jüngste war. Er war zwar enttäuscht, dass ich «nur» ein Mädchen wurde, aber schliesslich wurde er auch mit mir fertig. Denn Vati war für Ordnung und duldete unseretwegen keine Unannehmlichkeiten im Dorfe. Dafür sorgte sein strenges Regiment im Hause. Probleme löste er auf die einfachste Art. Vati war schliesslich Oberturner und kein Freund von Blöterliwasser. Er löste eben seine Erziehungsprobleme auf eigene Faust und nach seiner Manier.

Ein Pfiff genügt. Susch gits uff där Arsch! Das war Brauch und Sitte bei uns. Das blieb auch so, als Vati zum Abwart einer Wohnsiedlung im Feldrain draussen wurde. Denn das Dorf wuchs zum Industrieort heran. Das verpflichtete wiederum. Man wollte ein sauberes Dorf vorweisen können, wenn die Herren Industriekapitäne unsere Ortschaft zu ihrem Geschäftssitz machen wollten. Also ging man mit den Unsozialen ein wenig zum Dorf hinaus. Das heisst nicht, dass wir unsozial gewesen wären. Im Gegenteil. Man wählte unseren Vati als Hauswart, weil sein Ton und Lassen Gewähr bot, dass im Hause Ordnung herrschen würde. Also zogen wir in eine «Fast-Gratis-Wohnung», und an unserer Türe prangte ein Schild: Hauswart.

Mutti, die nebenbei noch arbeitete, verpetzte uns abends beim Vati, und der versohlte uns jede Woche einmal. Bei dieser Betätigung sass er breitspurig auf einem Taburettli in der Küche, legte uns über seine Knie und vertätschte uns von «Händschen». Das war überall so. Denn in unserem Hause hing in jeder Wohnung irgendwo ein «Mittelchen». Der Ernstli im 2. Stock rechts bekam einen alten Gartenschlauch zu spüren. Das Bärbeli im 1. links musste den Teppichklopfer holen, und der Walterli im 3. rechts bekam den Lederriemen. Die Monika des Walzenführers aber wurde mit dem Lineal verdroschen. Mit so gewöhnlichen Werkzeugen gab sich unser Vati nicht ab. Er war da schon «vornehmer». Beim Korber besorgte er sich ein kleinfingerdünnes Peddigröhrchen, bohrte ein Löchlein hindurch und hängte es zwischen Küchenschrank und Gasherd. Dort baumelte es zu unserem Schrecken viele Jahre. Vati gebrauchte es sehr oft.

Ich ging Vati aus dem Weg, wo ich nur konnte. In seinen Augen war ich eine Niete. Denn Mädchen sind sowieso Nieten. Für meinen «Oberturnervati» galt nur die Leistung. Nur wer Leistungen vollbrachte, war lebenswert. Meine Brüder durften mit dem Heranwachsen sich alles erlauben. Immer hiess es, «es sind eben Buben». Was Vati auch in Wut brachte: wenn man öffentlich über seine Goofen redete. Denn Vatis Ehrgeiz war so gross und verletzlich, dass er wie vergiftet darüber wachte, ob seine Familie nicht ins Gerede kam. Im Wirtshaus prahlte er mit seiner Erziehung und erzählte überall: «Gottfriedstutz, bi mier dihei gits da nüüd! Susch klöpfts!»

Mit Mutti konnte ich nicht sprechen. Denn die las Romanhefti und wollte kein «Gstürm». Sie überliess alles dem Vati. Sie liebte ihn, weil sie ihn so haben wollte, wie er war. Mutti war keine Hausfrau wie eine andere. Am Wochenende blieben sie lange im Bett, und wir durften nicht ins Schlafzimmer gehen. Auch meine Schularbeiten musste ich ohne Mutti machen. Das schlimmste waren die Strafufzgi, die wir zu Hause unterschreiben lassen mussten. Weil mein Vati in einem blauen Schulbrief die Reklamation des Herrgotts persönlich sah, wurde er jedesmal wütend. Ich hatte Angst vor ihm. Deshalb fälschte ich einmal seine Unterschrift, weil ich mich

Zeichnung: Tino

nicht getraute, ihm die Strafufzgi zu zeigen. Als es auskam, verrätschte mich Mutti beim Vater. Beim Nachtessen riss Vati mich an den Haaren zu sich. «So du Schnudergoof, jetzt packsch din Täller schön zäme, hüt gits nüüd z Nacht!» Dann zeigte er nach dem Küchenschrank: «Lue dört isch dr Stäcke! Und jetzt seisch mer no, was es mit däm git!» Da ich vor Angst nur nach Luft rang, wurde er ungeduldig und forderte eine Antwort. «Hee? Was gits mit däm? Los use mit dr Sproch!» Er ergriff mich am Schläfenhaar und zog mich hoch. Ich stand auf den Zehenspitzen und stotterte weinend: «Füdlitätsch.» Dann liess er mich los und pfiff mich an: «Lue, sie waiss es! Gottverdeckel, sie wäiss es! Wäisch au, dass es uffs Blutti git? Wäisch, wie das bysst? Hä? Gang und hol en. Leggsch en uff de Stubetisch, lasch d Hose abe und liggsch uff d Diwanlehne! Dänn chasch dich bsinne und uusrächne, wie das bysse würd! Zersch iss ich z Nacht, dänn füll ich min Totozäddel uus, und dänn chumm ich zue dr ie. Dänn underschrieb ich dir dini Strafufzgi, aber uff em Arsch!»

Ich nahm das verhasste Steckli mit in die Stube und gehorchte seinem Befehl. Mir war «windundweh» zumute, während ich über der Diwanlehne lag. Da die Stubentüre offenstand, machten meine Brüder noch blöde Witze über mich: «S gaat nümme lang, de Vati chunnt bald, er füllt nu gschnäll sin Sächser uus!« Das war furchtbar für mich, so auf den Vati zu warten. Ich weinte und schluchzte, griff nach dem Diwankissen und stopfte es mir vor den Mund. Wie wild ging's mir Kopf herum. Alles durcheinander. «De Vati chunnt . . . Wänn chunnt er? . . . Ich machs nüme, nie meh . . . I schäme mi, so blutt vor de Buebe dazligge», so wimmerte ich in das Kissen, bis Vati vor mir stand. «Häsch Sälbstgespräch! Gäll, äs isch no blöödd, eso mit dem blutte Füdli uff Tätsch z warte? Hää? Aber wart, jetz gits grad, ich gib dr grad mini Underschrift persönlich uff dr Arsch. Nullkommaplötzli überchunnsch e warms Gfüül.»

Ich wollte herabrutschen und niederknien, aber Vati legte seine Hand in mein Genick und drückte mich vollends vornüber, dann bekam ich Tätsch. Wie noch nie. Ich wand mich, strampelte, zerrte, rutschte, aber alles ging aufs Füdli. Rasend schnell, und es biss höllisch. Ich wimmerte: «Nümme . . . nümme meh . . . nümme meh . . .» Als er mich losliess, spannte es mich sehr. Ich rieb überall. Ich konnte nicht einmal herumrennen. Während ich von einem Fuss auf den andern hüpfte, rannen mir die Tränen stromweise über die Wangen.

«Soo häsch gnue? Oder wottsch no meh?» fragte Vati schwer atmend. Dann drückte er mir das Meerröhrli in die Hand. «Gang versorgs wieder bis zum nächschtemal!»

Das war mein Vati. Es machte ihm nichts aus, unsereins warten zu lassen. Und von Mutti war nichts zu holen. Die wies mich ab: «Gang nu, haus is Näscht! Chasch dänn wiederchо, wenn d e Bravs bisch!» Meine Zügel wurden noch straffer gehalten, und ich wagte nie mehr ungehorsam zu sein. Alle Strafufzgi zeigte ich vor und kassierte dafür Ohrfeigen und Haarreissen und manchmal auch kleine Portionen Tätsch. Als mein ältester Bruder eine Autotüre zerkratzte, bekam er mit 13 Jahren eine Ladung Tätsch. Dabei heulte er wie am Spiess. Das war in unserem Haus nichts Ausserordentliches. Man nahm das zur Kenntnis, und dabei blieb es. Aber *unser* Vati prügelte nicht: Vati züchtigte uns. Er schlug nie blindlings drein. Er zielte genau. Mit 10 Jahren musste ich in die Seki. Ich kam an. Aber erst nach einer Abwichsung vom Vati. Der wollte sein Prestige nicht verlieren und trieb mich mit Drohungen hinter die Bücher.

Als ich 14 war und heimlich einen Schulschatz hatte, wollte er das Theater nicht haben und verbot mir jeden Umgang mit Jungen. Als er mich doch erwischte, gab's auf den Hintern. Auf meinem Zimmerli. Ich stand quer über die Kommode gebückt. Nur mit der Pyjamajacke bekleidet, füdliblutt. Damit ich nicht weglaufen konnte, stellte er mich in eine herausgezogene Schublade und schob sie zu. Ich war drei Tage lang grün und blau. Bis ich aus der Lehre war, beaufsichtigte er mich mit Sperberaugen und bewachte mich.

Ob ich ihn gehasst habe? Nein, gehasst nicht. Aber ich hatte stets ein Würgen im Hals, wie wenn mir jemand die Luft abschneiden würde. Als bei seinem Rücktritt als Oberturner Lobreden gehalten wurden, sprach man von seiner strammen Familie. Ich hätte am liebsten geheult. Vor Scham über diese Lüge. Diese Phrasen! Dabei hatten wir doch zu Hause vor ihm gezittert. Und dafür bekam er noch Lorbeeren. Gedankenlos dahergeschnorrt. Nie gestreichelt hat er uns, kein Sackgeld, nur die Hosen heruntergezogen hat er uns.

Eine komische Welt. An der man zweifeln könnte. Und doch hat mein Vater nie etwas Unrechtes getan. Er durfte es tun, ohne Gewissensbisse. Hinter jeder Wohnungstüre dürfen sie es tun. Gesetzlich geschützt.

Annemarie, 25 Jahre alt, Büroangestellte

«Unser Sozialismus . . .»

Fortsetzung von Seite 1

Ja. Da ist zum Beispiel die zweite Seite unserer Partei-Tageszeitung »Granma». Da findet Kritik statt, ganz konkret, zum Beispiel an einem Betrieb. Darauf muss das Unternehmen der Bevölkerung eine Erklärung abgeben und eventuell Massnahmen treffen. Auch in der Zeitung «Juventud Rebelde» und in Zeitungen für bestimmte Berufsgruppen.

Es ist eine ganz wesentliche Sache innerhalb der Partei, Kritik zu üben. Wenn Sie nicht kritisieren, können Sie nicht Mitglied der KP Kubas sein. Man muss die schlechten Dinge kennen, um eine gute Sache zu machen.

Auch wenn man das Verhalten der kubanischen Regierung, die Leute gehen zu lassen, als freizügig bezeichnen kann, bleibt doch die Tatsache bestehen, dass es hart ist für diese Leute zu gehen. Und es ist ein schlechtes Zeichen, dass diese Leute nicht haben integriert werden können.

Wir wollen keine Delinquenten in Kuba behalten und auch keine anderen Leute, wenn sie nicht bleiben wollen . . . Sie haben das Recht zu wählen.

Wenn wir hören, dass so viele Leute welches Land auch immer verlassen wollen, dann denken wir zuerst, dass dahinter politische Repression stecken könnte. Wir meinen, man hat ein Recht, in solchen Fällen misstrauisch zu sein . . . ●

Jelmoli: Alle Wege führen nach Basel

Zu: «Jelmoli: Medizin, die krankmacht» in «das konzept» Nr. 4/80

Vor ca. zwei Jahren hat die SKA bekanntlich die Grands Magasins Jelmoli verkauft. Aus mir zuverlässig scheinender Quelle habe ich gehört, dass der Käufer weder Bührle noch Schmidheiny heisst, sondern Basler Missionsgesellschaft. Falls meine Information mit der Ihren übereinstimmt, erhält Ihr Artikel über Jelmoli einen pikanten Beigeschmack.

L. P., Luzern.

Unsere Informationen stimmen mit den Ihren überein: Die Mehrheitsbeteiligung am Aktienkapital von Jelmoli musste Ende 1977 von der Kreditanstalt im Anschluss an die Verluste aus dem Texon-Geschäft für bescheidene 300 Millionen abgegeben werden. Als Käufer zeichnete der Basler UTC-Konzern, der aus der Basler Mission heraus entstanden ist. Seit 1921 ist die UTC (Union Trade Company) allerdings selbständig, nachdem das tüchtige Geschäftsgebaren dieser Handelskette (vorab in Asien und Afrika) selbst den Missionaren allzu unverfroren schien. Pikant tatsächlich, dass damit auch in diesem Fall von Medikamentenmissbrauch die Wegweiser nach Basel führen. Pikant auserdem, wie lässig bei Jelmoli nicht nur Medikamente, sondern auch Aktien die Hand wechseln: Das Aktienpaket, das nun bei der UTC ist, war 1969 von Ringier abgegeben worden, zwischendurch war auch die General Shopping SA des Reeders Niarchos im Gespräch, bevor diesem die SKA zuvorkam. Im Anschluss an den Chiasso SKAndal war die UTC deshalb so rasch zur Stelle, weil Jelmoli-Konzernleiter Josef Zumstein und UTC-Direktionspräsident Alfred Wachter, Jasskollegen sind. Beim Mischeln soll Wachter die Idee gekommen sein, mit dem Kollegen Josef inskünftig nicht nur mit Karten, sondern auch mit Aktien zu schieben. Für die UTC wird dieses Bein im Schweizer Warenhausgeschäft immer wichtiger, nachdem ihr auswärts im Rahmen von Nationalisierungsprogrammen – insbesondere in Nigeria – bedeutende Aktienpakete verlorengingen.

Res Strehle

Nuancen

«Freunde, nicht diese Töne!» von Roman Brodmann und «Erst denken, dann urteilen» von Christian Jordi – Leserbriefe zu der Auseinandersetzung zwischen Niklaus Meienberg und René Zeyer. In «das konzept» Nr. 4/80.

Wenn Roman Brodmann schreibt: *«Sollte man solche Jagderöffnungen gegen einen Andersdenkenden nicht jenen überlassen, die Konrad Farner jagen liessen»*, so spielt er damit auf jenen Bieri-Artikel in der «NZZ» an, worin die Adresse Farners bekanntgegeben wurde; worauf dann Farner sich in Thalwil lange Zeit nicht mehr blicken lassen konnte und seine ganze Familie gejagt wurde.

Es hat mich sehr nachdenklich gestimmt, dass Brodmann meinen Artikel gegen Zeyer in diese Verwandtschaft einordnet. Vielleicht bin ich wirklich zu weit gegangen, und Zeyer hat wegen meinem Artikel berufliche Nachteile erlebt, und es wird von staatlichen Stellen eine Hexenjagd auf ihn eröffnet,oder auch von privater Seite wird er jetzt angerempelt. Wenn es so ist, dann muss ich mich bei Zeyer entschuldigen. Ist es so?

Immerhin besteht ein kleiner Unterschied. Ich habe nie behauptet, Zeyer sei ein *«Sowjet-Söldling»* (Brodmann). *«Söldling»* bedeutet, dass jemand ganz konkreten Sold, also Geld, von einer fremden Macht bekommt. Ich bin nicht so dumm, dieses von Zeyer anzunehmen. Ich habe nur darauf hingewiesen, dass Zeyers Vokabular (welches er auch bezüglich der DDR und Vietnam eingesetzt hat) genau wie «NEUES DEUTSCHLAND» tönt oder wie ähnliche Zeitungen. Ist das so? Wenn es so ist: Darf man es sagen?

Ein kleiner Unterschied besteht auch insofern, als ein harter Schlagabtausch im «konzept» mit einer «Jagderöffnung» in der «NZZ» nun doch nicht zu vergleichen ist. Der Artikel in der «NZZ» gegen Farner wurde als Signal verstanden, auf das die Bürgerwelt gewartet hatte. Die Machtmaschine begann zu rollen. Es ging nicht um Argumente; Farner konnte nicht zurückargumentieren. Ein Artikel im «konzept» *von mir* über Z. bringt x Artikel *gegen mich* ins Rollen. Die besseren Argumente werden gewinnen. Persönliche (berufliche) Nachteile hat die Polemik dem René Zeyer, soviel ich weiss, nicht gebracht. «das konzept» ist nicht mit dem Revolverblatt des Bürgertums zu verwechseln. Es hat keine Macht.

Was den feinsinnigen Leserbrief von C. Jordi betrifft, der mir den brüderlichfachlichen Ratschlag gibt, in Zukunft *«bei meinen netten Histörchen über die ‹NZZ›, Furgler und Gilgen zu bleiben»*, so werde ich mich *an seinen Produkten* über Furgler, Gilgen und «NZZ» inspirieren, welche, *im Gegensatz zu meinen Erzeugnissen, («die einem im Kampf gegen diese Herren nichts in die Hand geben»)*, Furgler & Gilgen zum Rücktritt gezwungen und die «NZZ» versenkt haben...

Ich habe übrigens, lieber Jordi, bezüglich Kuba nie bestritten, dass die UdSSR, mehr für den Zucker bezahlt als die andern Mächte. Ich habe nur festgestellt, dass *«die Zuckermonokultur in Kuba der UdSSR nützt»* («konzept» Nr. 3, 1980). Wie «DER SPIEGEL» ausnahmsweise richtig schreibt: *«Zwei Drittel der gesamten kubanischen Zuckerproduktion (1978 waren es 6,4 Mio. Tonnen) gehen an die Staaten der östlichen Wirtschaftsgemeinschaft Comecon, fast ausschliesslich zu vertraglich vereinbarten Vorzugspreisen, die erheblich über den Weltmarktpreisen liegen.»* Aber leider: *«Das Zuckerabkommen hat Kuba freilich dazu verurteilt, die Monokultur des Zuckerrohr-Anbaus, von Castro einmal ‹die Geissel Kubas› genannt, vorerst verstärkt fortzusetzen.»* Der hohe Preis des Comecon, welcher nicht deshalb so hoch ist, weil der kubanische Zucker besser wäre als ein anderer, wird anstandslos bezahlt, so darf man vermuten, um die strategisch wichtige Insel nicht aus der russischen Einflusssphäre zu entlassen. Nützt also die Zucker-Monokultur der UdSSR und ihrer Strategie, oder nützt sie nicht?

Niklaus Meienberg

Mit diesem Beitrag schliessen wir die Polemik zwischen (und um) Niklaus Meienberg und René Zeyer im «konzept» ab. Die Red.

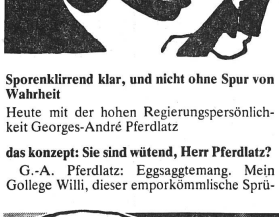
Lieber Onkel Adolar

Onkel Adolar bestätigte in «das konzept» Nr. 4/80 dem Herrn T. in A., dass in der Redaktion des «Tages-Anzeigers» die Weisung erlassen wurde, statt «Atom-» nur noch «Kern-» zu schreiben - und malte die Konsequenzen aus; eine Leserin führte sie weiter:

. . . dann dürfte ich jetzt im Büro der Elektrowatt nicht mehr schreiben: «Atomic Power Plant» für «Atomkraftwerk», dann müsste ich jetzt schreiben: «kernige Kraftpflanze»?

S. G. in Zürich

Das «konzept»-Kurzinterview des Monats



Sporenklirrend klar, und nicht ohne Spur von Wahrheit

Heute mit der hohen Regierungspersönlichkeit Georges-André Pferdlatz

das konzept: Sie sind wütend, Herr Pferdlatz?

G.-A. Pferdlatz: Eggsaggtemang. Mein Gollege Willi, dieser emporkömmlische Sprüscheglopfer, hat sisch erdreistet, sisch gegenüber meinem charmanten königlischen Besüsch – wie soll isch sagen – aufs ooee Pferd zu setzen, das war dosch meine Aufgabe, nomen est omen . . .

Sie sprechen seine Rede zum Tag der Arbeit an?

C'est ça!

Aber Sie haben doch das Schlimmste noch verhindern können, wie wir hörten?

Wui, wui, isch aabe ihm gesagt, in diesem Annee ist der Premier Mai nischt der Tag der Arbeit, sondern der Tag der Nischt-Arbeiter. Willi, dem isch ja schon ein soo grosses Losch in der Trésorerie geschenkt habe, hat verstanden, dass das ein Befehl war. So aat er in seiner Rede ein paar Löscher gemacht und nicht alles gesagt, was er daschte.

Statt dessen haben Sie in Ihrer Rede zur Begrüssung des königlichen Besuches gesagt: «Die Grande-Bretagne ist eine Insel, und La Suisse will eine sein . . .»

Tutt a fee, eine Insel für alle schiffbrüschigen Gönige, Dictateurs und ihre Vermögen...

das konzept Tip

Velofahren - aber wo?

Aufgrund der Tatsache, dass die Behörden, Politiker und Verkehrsverbände seit Jahren die Bedürfnisse der (Alltags-)Velofahrer unberücksichtigt lassen und völlig einseitig den Autoverkehr fördern und hätscheln, hat sich die *«Interessen-Gemeinschaft Velo»* gebildet. Ihr Anliegen ist es, den ständig zunehmenden Umweltbelastungen, welche durch den privaten motorisierten Verkehr verursacht werden, entgegegenzuwirken. Ihr Bestreben ist es, das rasche, billige und gesundheitsfördernde Nahverkehrsmittel Velo attraktiver zu machen. So fordert die IG Velo sichere und abgasarme Velorouten inner- und ausserhalb von Städten und Dörfern. Wer diese Arbeit unterstützen will, kann in zahlreichen Arbeitsgruppen direkt mitarbeiten.

Nähere Informationen über: IG Velo, Postfach 4107, 8022 Zürich. (Die IG Velo ist eine Gruppierung innerhalb der VCS-Sektion Zürich.)

Solothurner Literaturtage

Nach der vielversprechenden Einführung der *«Solothurner Literaturtage»* im vergangenen Jahr kommt es nun zu einer Neuauflage dieses literarischen Ereignisses. Vom 16. bis 18. Mai werden u. a. Autorenlesungen mit *Beat Brechbühl, Vilma Hinn, Urs Jäggi, Walther Kauer, Kurt Marti, Rolf Niederhauser, Giovanni Orelli, Martin Walser* und *Heinrich Wiesner* durchgeführt. *Franz Hohler,* die *«Werkstatt Schreibender Arbeiter Zürich»* und die *«Werkstatt Arbeiterkultur Basel»* wirken in verschiedenen Rahmenveranstaltungen mit. Während des ganzen Literaturtreffens ist das *«Poesietelefon»* in Betrieb; wer aus irgendwelchen Gründen die Literaturtage nicht besuchen kann, ist trotzdem dabei: über die Nummer *(065) 21 31 51* sind Texte der teilnehmenden Schweizer Autoren zu hören, die alle zwei Stunden ausgewechselt werden. Auskunft während der Literaturtage: Informationsstand im 1. Stock des Restaurants «Kreuz» in Solothurn, Tel. 23 33 67.

Militärfragen

Seit Anfang dieses Jahres haben bei der Internationalen der Kriegsdienstverweigerer (IdK) Zürich zwei Personen die lang verwaiste Beratungsstelle für Leute, die Schwierigkeiten mit dem Militär haben, wiederbelebt.

Anmelden kann man sich telefonisch unter der Nummer (01) 242 22 93. Der Beratungsdienst logiert wie die IdK und der virus an der Gartenhofstr. 7 in Zürich. Beratungen erfolgen in der Regel montags von 18 bis 20 Uhr.

das konzept

Redaktion: Bruno Baeriswyl, Ruedi Balmer (Bern), Marianne Fehr, Fredi Hänni (Bern), Georg Hodel, Ruedi Küng, Liselotte Suter, Daniel Wiener (Basel).

Redaktion und Administration: Weinbergstrasse 31, CH-8006 Zürich, Schweiz. Telefon ℗ (01) 47 75 30, PC-Konto 80-37626.

Redaktionsstelle Bern: Postfach 1351, CH-3001 Bern, Tel. (031) 25 88 05

Redaktionsstelle Basel: D. Wiener, Postfach, CH-4001 Basel, Tel. (061) 22 41 41.

Nachdruck nach vorheriger Absprache mit der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. Für unverlangt zugesandte Unterlagen kann keine Verantwortung übernommen werden.

Herausgeber: Verein «das konzept» (Mitglieder: Verband der Schweizerischen Studentenschaften, Verband der Studierenden an der ETHZ, Verband Studierender an der Uni Zürich).

Erscheinungsweise: Monatlich an allen Hochschulen, Techniken, Lehrerseminaren, Musikkonservatorien, Höheren Wirtschafts- und Verwaltungsschulen und Schulen für Sozialarbeit der deutschen Schweiz sowie am Kiosk. Auflage 32 000.

Abonnemente: pro Jahr 20 Fr. (Ausl. 26 Fr.), PC-Konto 80-37626

Inserate: Inseratenverwaltung «das konzept», Weinbergstrasse 31, CH-8006 Zürich.
Tel. ℗ (01) 47 75 30, PC-Konto 80-36651
1-sp-mm-Zeile (27 mm) –.68 Fr. Gültiger Tarif Nr. 81

Druck und Versand: Tages-Anzeiger, Zürich

Redaktionsschluss: Nr. 6/80: 27. 5. 80
Inseratenschluss: Nr. 6/80: 30. 5. 80

Neue «Jugendkrankheit»: die Flucht in die Tablettenröhre

Optalidon – die saubere Sucht

Von Liselotte Suter

Immer mehr junge Menschen, vorab Mädchen, geraten in eine neue «klinisch saubere» Sucht: in die Abhängigkeit von Optalidon und andern Barbiturat (Schlafmittel) enthaltenden «Kopfwehpülverchen». Diese Medikamente sind in der Schweiz rezeptfrei – und so soll es nach dem Willen der Pharmaindustrie trotz allem bleiben (vgl. Sandoz-Briefwechsel).

Psychiater in Praxis und Klinik bestätigen: Die Zunahme *optalidonsüchtiger Jugendlicher* ist alarmierend. Ganze Schulklassen konsumieren das schmerzlindernde Mittel, wohl in der Hoffnung, damit auch gleich die Prüfungsängste und -enttäuschungen dämpfen zu können. Was der älteren Generation das Saridon war – zum Beispiel bei der nervenaufreibenden Arbeit in den Uhrenfabriken –, scheint vielen jungen Erwachsenen in ihrem Leistungsstress Optalidon (Sandoz) oder ein verwandtes Präparat zu ersetzen. Ausserdem wird Optalidon in der Drogenszene oft «zum Durchseuchen» gebraucht.

Die Sucht des geringsten Widerstandes

Optalidon ist eine Droge des geringsten Widerstandes. Es bestehen praktisch keine Beschaffungsschwierigkeiten. In den kleineren Packungen (10–30 Tabletten) ist Optalidon rezeptfrei in der Apotheke erhältlich, ein unauffälliger, im Vergleich zu Alkohol oder gar illegalen Drogen ausserdem äusserst preiswerter Kauf (1.70 Fr. für 10 Tabletten).

Obwohl sich innert kurzer Zeit (Wochen bis Monate) eine schwere Sucht mit massiver Dosissteigerung entwickeln kann, bleibt der Missbrauch mit Schmerzmitteln oft lange unentdeckt. Es gibt keine sozialen Aussenseiterkontakte mit Dealern und andern Süchtigen, keine verdachterregenden «Umschlagplätze», keine krummen Touren, um zum Stoff zu kommen. Zum Optalidon gelangt man geraden Wegs. Deshalb werden die Ärzte meist erst in einem fortgeschrittenen Stadium der Sucht beigezogen: manchmal bei zufälligen Überdosierungen, häufiger bei Selbstmordversuchen oder wenn ein Süchtiger die Anforderungen seines bürgerlichen Lebens nicht mehr erfüllen kann. Wer *trotz* – oder auch nur noch *mit* – den Tabletten sozial funktioniert, wird kaum als «Süchtiger» erfasst.

Blutjunge Verführte

Erst wer mit dem «Heilmittel» nicht (mehr) richtig, das heisst dosiert, umzugehen vermag, gerät also ins Blickfeld der Ärzte und damit in die Statistik. Beim rezeptfreien barbiturathaltigen Optalidon sind laut einer neuen Untersuchung des *Schweizerischen Toxikologischen Informationszentrums** vor allem *Jugendliche* Opfer von «akuten Vergiftungen». Schon wiederholt hätten Ärzte wegen Folgeerscheinungen sogenannter «Optalidon-Parties» beim Informationsdienst angerufen.

Eine *Zusammenstellung aller Anfragen der letzten fünf Jahre*, die den Optalidon-Konsum der Jugendlichen zwischen 13 und 20 betreffen, ergibt:

- Der Anteil der Jugendlichen bei den Vergiftungen mit Optalidon ist mit 40 Prozent ausserordentlich hoch.
- Dass die Anfragen betreffend Optalidon-Vergiftungen in letzter Zeit deutlich zugenommen haben, ist zum grössten Teil auf die Zunahme der Fälle von Jugendlichen zurückzuführen.
- Jugendliche von 13 bis 16 waren doppelt, die 17 bis 20jährigen dreimal so häufig Opfer schwerer Vergiftungen.
- Mädchen gaben annähernd dreimal, im Alter von 13 bis 16 Jahren sogar sechsmal so häufig zu Anfragen Anlass wie ihre männlichen Altersgenossen.
- In 27 Prozent der Fälle wurde von den Ärzten angegeben, dass Optalidon als Rauschmittel verwendet worden sei.
- Der Missbrauch von Optalidon als Droge war bereits bei den 13 bis 16jährigen mindestens so häufig – bei den 13 bis 16jährigen Mädchen sogar doppelt so häufig! – wie in der Altersgruppe 17–20.

«Opium» für die Jugend

Die optalidonkonsumierenden Jugendlichen, um die es hier geht – auch die 13- bis 16jährigen Kinder! –, gehören bereits zu den schwereren Fällen. Dass ihretwegen das Toxikologische Institut, eine auf Vergiftungen spezialisierte Stelle, angefragt worden ist, heisst: Jeder von ihnen hat früher oder später mal zuviel erwischt, auf der Suche nach der richtigen «Kick-Dosis», der richtigen Tablettenmenge für den Optalidon-Rausch. (Welcher im übrigen ähnliche Symptome aufweist wie der «gewöhnliche» Alkoholrausch: verlangsamte, unkoordinierte Bewegungen, verwaschene Sprache.) Solche «übersteigerten» Dosen können zu schwersten Vergiftungen führen, mit lebensgefährlicher mehrtägiger Bewusstlosigkeit (Koma), Blutdruckabfall und Atemnot.

Es ist keineswegs «unglücklicher Zufall», wenn jemand zuviel schluckt. Denn es braucht ständig mehr Tabletten aufs Mal, um den ersehnten Rauschzustand zu erzielen. Oft erreicht der tägliche Tablettenkonsum Mengen, die auf jeden Nichtsüchtigen tödlich wirken würden.

Wird Optalidon abgesetzt, treten Entzugserscheinungen auf: Halluzinosen und Delirium tremens – wie beim Alkohol. Denn genau wie im Alkohol oder im Opium ist im Optalidon selbst (und in andern barbiturathaltigen Medikamenten) die Sucht schon angelegt. Eine Sucht, von der bis heute weder Optalidon-Produzent Sandoz noch die schweizerische Medikamentenüberwachungsstelle IKS (Interkantonale Kontrollstelle für Heilmittel) etwas wissen wollten: beide drücken sich – wie der nebenstehende Briefwechsel dokumentiert – um ihren Teil der Verantwortung.

*M. Sager: Vergiftungen mit rezeptfreien barbiturathaltigen Kombinationspräparaten. Schweizerische Apothekerzeitung 118, Nr. 5 (1980), S. 114–117

Zeichnung: Eugen Bisig

Die seltsamen Methoden der Interkantonalen Kontrollstelle für Heilmittel

Wann ist ein Gesundheitsrisiko vernünftig?

Ob ein Medikament rezeptpflichtig ist oder nicht, ob es in Apotheken, in Drogerien oder gar (wie im Fall der Vitamin-C-Brausetabletten) in «gewöhnlichen» Lebensmittelgeschäften wie der Migros verkauft werden darf – das entscheidet in der Schweiz seit Anfang Jahrhundert die *Interkantonale Kontrollstelle für Heilmittel (IKS)*. Diese Konkordatsinstitution registriert und begutachtet Werbung, Vertrieb und seit 1971 auch Herstellung der Arzneimittel.

Nach eigenen Worten bewegt sie sich dabei *«dauernd im Grenzbereich verfassungsrechtlich garantierter Handels- und Gewerbefreiheit einerseits und gesundheitspolizeilich indizierter Freiheitsbeschränkung andererseits»**: *«Der Polizeistaat darf nicht die in der Heilkunst Tätigen (Medizinalpersonen, Heilmittelhersteller, Heilmittelabgeber) in ihrer Eigenverantwortlichkeit so beschränken, dass Initiative und Kreativität erlahmen.»*

Bereits um 1900, als die Kontrollstelle als erste Massnahme *«ein Verzeichnis der als schwindelhaft zu verbietenden Heilmittel»* aufstellte, liefen inseratenabhängige Tagespresse und Apotheker gemeinsam Sturm. Doch hat man nach helvetischer Manier den Rank bald gefunden. Heute rühmt sich die IKS als *«anpassungsfähige, zweckmässige, effiziente und kostensparende* Lösung». Der IKS-Vertreter muss allerdings zugeben, dass die Heilmittelkontrolle auch in der Schweiz viel aufwendiger wäre, wenn «wir» uns nicht auf eine dermassen wissenschaftlich und technisch hochstehende, verantwortungsbewusste Pharmaindustrie abstützen könnten.

Dass ihr Verhältnis zur Heilmittelkontrolle – im Gegensatz zu andern Ländern – ein sehr «entspanntes» ist, wird auch von der Industrieseite gern vermerkt. Insbesondere habe es die IKS zu vermeiden gewusst, *«in fremde Entscheidungsprozesse einzugreifen und dabei die Grenzen der eigentlichen Überwachung zu überschreiten»*. Dr. phil. Y. Dunant, Generaldirektor der Sandoz AG wörtlich: *«Die IKS hat es verstanden, bei den von der Industrie entwickelten Arzneimitteln anlässlich der Beurteilung des Faktors Sicherheit ein vertretbares Mass walten zu lassen.»* So, dass *«wir es in der Schweiz bisher vermeiden konnten, in einen politisch motivierten Perfektionismus zu verfallen.»*

Diese fragwürdige «Risk–benefit»-Abwägung gilt auch erst seit dem *Thalidomid-Drama* Anfang der sechziger Jahre, als viele Kinder wegen der Medikamenteneinnahme ihrer Mütter während der Schwangerschaft mit verkrüppelten Armen und Beinen zur Welt kamen. Vorher war die «Unschädlichkeit» eines Arzneimittels allein aufgrund von allgemeinen Erfahrungswissen beurteilt worden. Seit 1963 verlangt die IKS systematische Untersuchungen: *«Wenn eine zur Registrierung angemeldete pharmazeutische Spezialität neue Wirkstoffe enthält, so sind eingehend pharmakologische, toxikologische und klinische Unterlagen vorzulegen.»* Bis heute jedoch beschränkt sich die Kontrollstelle auf die analytische *Nachprüfung* der von der Industrie gelieferten Unterlagen. Auch bei der Herstellungskontrolle werden nur die Kontrollmassnahmen des Produzenten nachgesehen. *«Die Heilmittelkontrolle der Schweiz geht, wie viele ausländische Kontrollen, vom Ordnungsprinzip der Verantwortlichkeit des Herstellers aus. Sie ist aber eine derjenigen Stellen, die dieses Prinzip in allen Sparten konsequent befolgen.»*

Neben der Wirtschaftsmacht der Pharmaganten lässt die IKS auch noch die Standesmacht der Ärzte zum Zug kommen, indem sie auf einen eigenen Stab von Fachmitarbeitern «bewusst verzichtet» und aussenstehende Experten beauftragt, die sich mit solchen Gutachten ihr ohnehin nicht so kläglich bemessenes Salär nochmals ganz beträchtlich aufbessern können. Im Arzneigeschäft hat offenbar nur derjenige nichts zu melden, welcher die ganze Mixtur schliesslich auslöffelt: der Patient.

* Alle Zitate aus «75 Jahre interkantonale Heilmittelkontrolle», Bern, 1975

Briefwechsel zwischen dem Vater einer Optalidon-Süchtigen und der Sandoz Schweiz

«. . . besteht in der Schweiz eine klare Trennung von Zuständigkeiten»

28. Februar 1979:

Ein Vater hat feststellen müssen, dass seine 17jährige Tochter seit einiger Zeit Optalidonsüchtig ist. Er erfährt, dass diese Sucht unter Jugendlichen sehr verbreitet ist und wendet sich deshalb an den Optalidon-Produzenten Sandoz. «Wir sind ausserordentlich erstaunt und empört, wie leicht sich die jungen Leute dieses Mittel bei den Apotheken beschaffen können.» Er bittet die Sandoz zu den Punkten Stellung zu nehmen:

- Welche gesundheitlichen und psychischen Folgen hat die fortgesetzte Einnahme von Optalidon?
- Beabsichtigt Ihre Firma in der nächsten Zeit den Verkauf von Optalidon der Rezeptpflicht zu unterstellen?

Er macht detaillierte Vorschläge zur Kontrolle des Optalidonverkaufs – auch für den Fall, dass die Rezeptpflicht nicht durchzuführen sei – denn aus seiner Betroffenheit heraus möchte er alles tun, um andere junge Menschen vor der Sucht zu bewahren.

14. April 1979

Der Vater hat noch keine Antwort erhalten. Er weist nochmals darauf hin, dass seine Tochter kein Einzelfall ist, dass auch viele Ärzte die Rezeptpflicht von Optalidon befürworten.

Darauf erhält er folgenden auf den 16. März 1979 datierten Brief:

SANDOZ PRODUKTE (SCHWEIZ) AG
Pharmazeutisches Departement
Missionsstrasse 60/62
4012 Basel
Telefon 061 24 82 22
Telex 63007

Sachbearbeiter Dr. B.

Ihr Zeichen — Unser Zeichen BIn/KM — Basel, 16. März 1979

Sehr geehrter Herr

Betreffend Ihre erste Frage zu den körperlichen und psychischen Folgen der fortgesetzten Einnahme von Optalidon teilen wir Ihnen mit, dass es leider nur spärliche Informationen zu diesem Thema gibt. Wie alle anderen Analgetika ist Optalidon nicht für die Dauermedikation vorgesehen, was die meisten Patienten auch wissen und einhalten. In der Literatur werden meist nur Einzelfälle über akute Intoxikationen erwähnt, so dass man solche Angaben nicht verallgemeinern kann.

1) Die Folgen chronischer Intoxikation werden in erster Linie vom Barbituratanteil des Mittels geprägt, wie z.B. Gleichgewichtsstörungen, Areflexie, Kopfschmerzen und abnorme Reizbarkeit.

Wir möchten jedoch betonen, dass die toxikomanischen Erfahrungen der

2) Jugendlichen nur sehr selten zum chronischen Abusus führen.

Sie fragen uns ebenfalls an, ob wir beabsichtigen, Optalidon der Rezeptpflicht zu unterstellen. Wie in allen Ländern der Erde besteht auch in der Schweiz eine klare Trennung der Zuständigkeiten. Der Hersteller von Medikamenten ist verantwortlich für die einwandfreie Qualität seiner Präparate. Die Gesundheitsbehörden

3) sind allein für die Zulassung und Rezeptpflicht von Medikamenten zuständig. In der Schweiz haben die Kantone die IKS (Interkantonale Kontrollstelle für Heilmittel) mit dieser Kompetenz ausgestattet.

Wir verstehen Ihre Gründe, uns Vorschläge zu machen, die in Richtung Kontrolle und Verbot zielen, um der Welle des Medikamentenmissbrauchs Einhalt zu gebieten. Die IKS hat eine Expertenkommission eingesetzt, die sich diesen Problemen speziell widmet. Wir unsererseits unterstützen den Kampf gegen den Analgetika-Abusus, denn an einer Eindämmung dieser, auch für uns schädlichen Praktiken, sind wir sehr interessiert. Eine isolierte Massnahme scheint aber in jedem Fall nicht sinnvoll,

4) wenn diejenigen, die Abusus betreiben, durch mannigfaltige Alternativen von einer Droge auf die andere umsteigen können.

Wir hoffen, Ihnen mit diesem Schreiben Antworten zu einem Thema gegeben zu haben, das uns selbst sehr beschäftigt, und halten uns auch für zusätzliche Informationen zu Ihrer Verfügung.

Mit freundlichen Grüssen
SANDOZ PRODUKTE (SCHWEIZ) AG

1) Etwa 5 bis 10% unserer Bevölkerung nehmen regelmässig und mehrmals wöchentlich Schmerzmittel und/oder Schlafmittel. Die Interkantonale Kontrollstelle für Heilmittel IKS vermerkt in ihrer Broschüre, dass Optalidon (nebst Saridon) «am häufigsten zu missbräuchlicher Verwendung Anlass geben».
2) Vgl. nebenstehenden Artikel: Optalidon – die saubere Sucht.
3) Die IKS ihrerseits hält am Prinzip der Verantwortlichkeit der Hersteller konsequent fest (vgl. «Wann ist ein Gesundheitsrisiko vernünftig?»).
4) Immerhin bringt es, laut Untersuchung des Toxikologischen Instituts Zürich, Optalidon (Sandoz) auf gleichviele Anfragen (wegen «akuten Vergiftungen») wie die drei folgenden Präparate zusammen, nämlich Tonopan (Sandoz!), Synodorm (Syntpharma) und Bellergal (Sandoz!). Sogar noch beim «Umsteigen» wäre also die Sandoz vor allem ihr eigener Konkurrent.

23. März 1980

Der Vater der Optalidon-gefährdeten Tochter beschwert sich bei der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich, dass in Sachen Optalidon noch gar nichts geschehen ist. Er weist darauf hin, dass es zum Beispiel Italien im Gegensatz zur Schweiz geschafft hat, Optalidon und verwandte Schmerzmittel der Rezeptpflicht zu unterstellen.

Ende April 1980

Nach Mitteilung der IKS sollen *Treupel, Saridon, Contra-Schmerz* und andere *phenazetinhaltige Schmerzmittel* unter Rezeptpflicht gestellt werden (mit Wirkung ab etwa Ende 1980). Anlass zu diesem Schritt war eine Untersuchung von Professor H. U. Zollinger, Basel, die ergab, dass die gewohnheitsmässigen Phenazetinkonsumenten rund 40 Prozent der Patienten mit einem Nierenversagen stellen. «Trotzdem ist Phenazetin ein sehr gutes Medikament», betont Professor Zollinger – «wenn es in der richtigen Dosierung eingenommen wird.» Doch allein in der Schweiz missbrauchen schätzungsweise 40 000 Menschen solche Medikamente und setzen sich so schweren Gesundheitsschädigungen aus. Bei Überkonsum hätten alle Schmerzmittel Nebenwirkungen, bemerkt ein IKS-Sprecher. In absehbarer Zeit sei eine Unterstellung sämtlicher Schmerzmittel unter Rezeptpflicht aber trotzdem unwahrscheinlich. Solange es noch Ausweichmöglichkeiten gebe, sei mit keinem grossen Widerstand der Pharmaindustrie zu rechnen, was die Rezeptpflicht phenazetinhaltiger Medikamente angeht, mutmasst derselbige Heilmittelkontroll-Vertreter. Optalidon zum Beispiel enthält kein Phenazetin, ist also bis auf weiteres frei erhältlich.

Offener Brief an die Suchard SA

Werbearroganz

In mehrseitigen Zeitschriften-Inseraten wirbt die Suchard SA für ihre «Crissmilk»-Schokolade unter dem Titel «Frisches Wasser aus Mexiko und Knuspermilch – Juanito, der kleine Azteke, entdeckt eine neue Milchschokolade». Gegen die grob verharmlosende Werbung wenden sich empörte Leser mit einem offenen Brief an die Suchard.

«Über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten, auch in der Werbung. Was Sie sich aber in bezug auf die ‹Crissmilk›-Schokolade angemasst haben, ist eindeutig jenseits der Toleranzgrenze.

Neben den sauber und sachlich formulierten Informationen über die Herstellung einer Schokolade geben Sie sich nicht die geringste Mühe, ein auch nur einigermassen zutreffendes Bild eines Entwicklungslandes zu entwerfen. Gegen Ihr besseres Wissen lassen Sie unhaltbare Aussagen verbreiten. *Sie schreiben:*

- von einem ‹Paradies, dessen Reichtum seine gesunde Kargheit ist›, das u. a.
- von einem Jungen namens ‹Juanito› bewohnt wird, der auf die Frage nach seiner schulischen Bildung antwortet: ‹Was würde mir das (Lernen, Lesen, Schreiben) nützen, hier auf der Kakaoplantage?›

Sie verschweigen, dass gerade der angeblich so ‹gesunden Kargheit› wegen etwa ein Drittel der Weltbevölkerung an Hunger leidet und dass ein gebildeter ‹Juanito› nicht mehr bereit wäre, zu einem Hungerlohn für das Exportprodukt Kakao zu arbeiten, dessen Devisenerlös nur der Mittel- und Oberschicht seines Landes in Form von Luxusartikeln und hochgradig verarbeiteten industriellen Nahrungsmitteln (wie zum Beispiel Schokolade) zugute kommt, während es gleichzeitig der Unterschicht, aus der ‹Juanito› stammt, an Grundnahrungsmitteln mangelt. Sie verschweigen ferner, dass Sie im Interesse eines preisgünstigen Endprodukts (Schokolade) alle Bestrebungen begrüssen, welche eine gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterschaft verhindern.

Die Unterzeichneten fordern Sie auf, sich öffentlich für diesen Missgriff zu entschuldigen. Sollte unser Appell erfolglos sein, werden wir einen Boykott Ihrer Produkte ins Auge fassen.»

Peter Küng, Kaufdorf, und Mitunterzeichner

SDZ

GELDMANGEL?

Dann erst recht zu der Stud. Druckzentrale für Ihre Kopien und Drucksachen.
Lassen Sie sich von unseren Preisen überraschen. Ein Versuch lohnt sich bestimmt!

Stud. Druckzentrale, Nelkenstr. 7, 8006 Zürich, Tel 26 01 31

Bücher

Richard de Mille
Die Reisen des Carlos Castaneda
Aus dem Amerikanischen übertragen von Adrian Linder. 288 Seiten.
Gebunden mit Schutzumschlag. 29.80 Fr.

Der Geisteswissenschafter, Ethnologe und Journalist de Mille ging allen Gerüchten, die sich um Castaneda ranken, nach und lieferte nach einem Jahr intensiver Nachforschungen einen Bericht ab, der über weite Strecken phantastischer wirkt als Castanedas Werke selbst. Besonders aufschlussreich für die Leser, die an den in Castanedas Büchern beschriebenen Phänomenen und Praktiken interessiert sind, sind die zahlreichen im Text verstreuten Berichte von anderen Feldforschern über indianische Philosophie, Mystik und Zauberei und ihre Parallelen in der Alten Welt.

Janos-Morzsinay-Verlag, 3001 Bern
Bubenbergplatz 8, Postfach 1932

Machen Sie uns bekannt! Verteilen oder verkaufen Sie «das konzept» an öffentlichen Veranstaltungen in ihrer Region. Wir schicken Ihnen gerne Nummern zu (Tel. 01/47 75 30).

COPY-CORNER

FOTOKOPIEN UND DRUCKSERVICE

Öffnungszeiten
Mo–Fr 08.30–18.30
Sa 10.00–13.00

Seilergraben 41
Tel. 01/32 49 34

8001 Zürich
PC 80-27780

Fotokopien
– Normal 20 Rp. – Verkleinerung 30 Rp.
– mit Legi 15 Rp. – mit Legi 25 Rp.

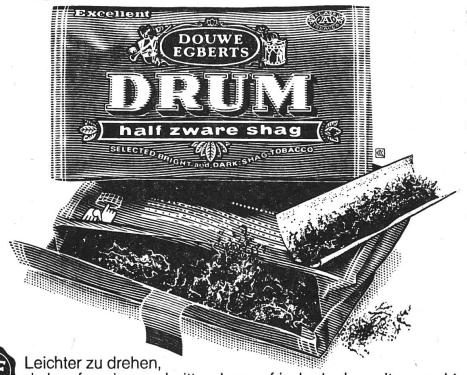
Kopien auf Normalpapier (Xerografisches Verfahren)

Schnelldruck (ab einer Vorlage)

		1-seitig	2-seitig
Reinschriften	30 Ex.	4.50	9.—
	50 Ex.	5.50	10.50
	100 Ex.	7.50	14.50
	200 Ex.	15.—	28.—
	300 Ex.	21.—	38.—
	350 Ex.	23.—	42.—
	400 Ex.	25.50	44.50
	500 Ex.	28.—	52.—
	1000 Ex.	40.—	73.—

Dissertationsdruck

Mach dini Cigarette sälber.



Leichter zu drehen,
da langfaserig geschnitten. Immer frisch, da doppelt verpackt.

Oettinger Imex AG

Das Ungesagte sagen. Ich bezweifle, dass die Parteien des grossen Konsensus in der Lage sein werden, aus sich heraus neue Antworten hervorzubringen, ja auch nur in ihrem organisatorischen Rahmen die nötigen Diskussionen zu führen.

Das ist nicht in der Absicht gesagt, eine Veränderung der Parteienlandschaft zu prognostizieren; solche Prognosen sind ebenso leicht gemacht wie sie leichtfertig sind. Es ist aber in der Absicht gesagt, die Forderung zu untermauern, dass Einrichtungen, die nicht als solche schon Teil der erstarrenden politischen Landschaft unserer Zeit sind, neue Fragen stellen, unorthodoxe Antworten ausprobieren und damit auf die vorherrschenden Organisationen einwirken.

Dies ist die Zeit derer, die ihre Kraft daran wenden zu verstehen, was vor sich geht, ohne dabei mit den Lösungen anzufangen. (Für mich ist das Verstehenwollen das entscheidende Motiv des Handelns geworden.) Dies ist die Zeit kleiner Zirkel und Clubs, in denen die Diskussion der Fragen der Zeit vorangetrieben wird. Dies ist vor allem aber die Zeit von Publikationen, die ihre Informationspflicht mit dem Versuch verbinden, über den Tellerrand hinauszuschauen, der die politischen Organisationen beschränkt hält. In dem Masse, in dem die Presse sich an das offizielle Denken anbindet, versäumt sie ihre kardinale Aufgabe.

In dieser Zeit des Wandels muss der liberale Zeitgenosse sich darauf verlassen können, dass das in Parlamenten und Parteien Ungesagte zumindest in den Zeitungen und in Funk und Fernsehen gesagt wird. Insoweit sind die Medien heute in einem besonderen Sinn eine Garantie der Freiheit.

Aus «Forderungen eines liberalen Zeitgenossen an die Zeitung», Referat von Prof. Ralf Dahrendorf, auszugsweise im Tages-Anzeiger vom 28.11.1979 erschienen.

Das setzt sich auch der Tages-Anzeiger zum Ziel: «offizielle» Ansichten auch aus anderer Perspektive betrachten, sagen, was manchmal einfach gesagt sein muss – selbst auf die Gefahr hin, da oder dort einmal anzuecken. Ein Grundsatz, der ein Grund sein könnte, den Tages-Anzeiger zu abonnieren. Noch ein Grund: **Als Student bekommen Sie den Tages-Anzeiger mit dreissig Prozent Rabatt.**

☐ Ich möchte den Tages-Anzeiger einmal näher kennenlernen. Gratis, zwei Wochen lang.
☐ Ich möchte den Tages-Anzeiger abonnieren und von den dreissig Prozent Studentenrabatt profitieren.

Ich wünsche folgende Zahlungsweise:
☐ vierteljährlich Fr. 23.60 ☐ jährlich Fr. 92.40
☐ halbjährlich Fr. 46.70

Vorname, Name
8002
Fakultät, Semester
Strasse
PLZ, Ort
(Bitte legen Sie eine Kopie Ihrer Legi bei.)

Tages-Anzeiger

nos & vow

Das Dokument: CIA-Plan zur Befreiung der US-Geiseln in Teheran

«Um die Geiseln geht es in Iran erst in zweiter Linie»

Eine Gruppe von CIA-Beratern und ehemaligen Agenten bereitet die Befreiung der US-Geiseln in Teheran vor. Sie setzt den Plan in Umlauf, offensichtlich um Druck auf die öffentliche Meinung bezüglich der «weichen» US-Aussenpolitik auszuüben. Wenige Tage nach Veröffentlichung des CIA-Szenarios missglückt Carters militärische «Befreiungsaktion» in Iran.

Der Verfasser des Dokuments, von dem wir hier Auszüge bringen, heisst Miles Copeland. Der an sich geheime Geiselbefreiungsplan wurde der US-Presseagentur Independent News Alliance zugespielt, die ihn ihrerseits an die United Press weiterlieferte. Diese Agentur publizierte den Plan, ohne vorher die Bewilligung bei der CIA einzuholen, die zur Veröffentlichung von internen Informationen des US-Geheimdienstes eigentlich notwendig ist.*

Die italienische Tageszeitung «La Repubblica» hat das CIA-Dokument integral veröffentlicht – am 23. April 1980, zwei Tage vor der gescheiterten Militärattacke Carters. Wir haben den Text aus dem Italienischen übersetzt. Titel und hervorgehobene Zitate stammen ebenfalls aus dem Dokument.

*

«Washington, im April. (. . .) Unser erstes militärisches Auftreten in Iran muss von grosser Entschiedenheit sein; nicht so sehr um unsere tatsächlichen und potentiellen Alliierten davon zu überzeugen, dass die derzeitigen Machthaber in Teheran moralisch zu verurteilen sind und dass die Sowjets eine Bedrohung darstellen, sondern vor allem um zu demonstrieren, dass die Vereinigten Staaten gewillt sind, jegliche Massnahme zu ergreifen, welche die Situation erfordert. Unsere heutigen und potentiellen Verbündeten in der Region müssen die Hauptakteure sein, unsere Aufgabe ist lediglich, sie in ihren Aktionen gegen Iran zu unterstützen. Glücklicherweise sind uns alle Staatsoberhäupter im betreffenden Gebiet – mit einer Ausnahme – mehr oder weniger wohlgesinnt. Und die Ausnahme heisst nicht Irak – mit dessen Regierung haben die USA bessere Beziehungen als allgemein bekannt ist, und die Armee des Irak ist, möglicherweise nach derjenigen Israels, die am besten ausgerüstete und die mächtigste Streitkraft des Nahen Ostens.

«Dass die CIA die Savak unterstützte, dass der Schah dem iranischen Volk Milliarden von Dollars gestohlen haben soll und andere Begebenheiten dieser Art sind Fragen, die wir schlichtweg nicht diskutieren.»

Parallel zu unserem Versuch, die Unterstützung der Regierungen in der Region zu gewinnen – oder vielmehr: sie zu eigenen militärischen Aktionen zu bringen, die wir dann unsererseits unterstützen können –, müssen wir weiterhin alles daransetzen, die Rebellion gegen das Khomeini-Regime anzuheizen. Leider wurden unsere ersten Versuche in dieser Richtung durch den Einmarsch der sowjetischen Truppen in Afghanistan unterbrochen, währenddem die CIA noch damit beschäftigt war, sich mit ihren sieben parlamentarischen Kontrollkommissionen herumzuschlagen.

Für uns Ehemalige, die wir in Iran bereits früher Sonderaktionen *(den Sturz Mossadeghs 1953. Die Red.)* durchgeführt haben, ist es viel leichter, bestimmte Bedingungen für einen Aufstand in Iran abzuschätzen, als für jene, die das US-Staatsdepartement auf rein theoretischer Grundlage beraten haben.

Als erstes können wir aufgrund unserer Erfahrungen sagen, dass antiamerikanische Demonstrationen wie die vor der US-Botschaft in Teheran, welche im Fernsehen gebracht wurde, nicht das Volk repräsentieren, wie wir das Wort verstehen, sondern lediglich die Führer, welche sich dauernd auf das Volk berufen.

Im August 1953 mussten Kim Roosevelt *(CIA-Stratege. Die Red.)* und seine iranischen Freunde die wachsende Anti-Schah-Hysterie eindämmen. Sie liessen die Agitatoren der Tudeh-Partei *(moskautreue KP Irans. Die Red.)* verhaften und brachten so die Situation wieder unter Kontrolle. Die Massen schrien jetzt nicht mehr ‹Nieder mit dem Schah!› und ‹Lang lebe Mossadegh!›, sondern ‹Tod für Mossadegh!› und ‹Lang lebe der Schah!›. Es war ein Kinderspiel. Als der Schah nach Teheran zurückkehrte, waren diejenigen, die ihn als erste verurteilt hatten, die ersten, die ihn wieder akzeptierten und auf dem Flughafen willkommen hiessen. (. . .)

«Wir können hier einige Informationen über die militärischen und geheimdienstlichen Möglichkeiten der USA veröffentlichen; genug, um die Argumente all jener Politiker zurückzuweisen, welche darauf beharren, man könne sich nur auf friedliche Mittel verlassen.»

Der militärische Angriff auf die US-Botschaft in Teheran, welcher Bestandteil einer umfassenderen militärischen Intervention sein und dieser um etwa 24 Stunden vorangehen müsste, sollte folgende Elemente umfassen:

● **Rekognoszieren.** Wir sind bereits im Besitz von Detailplänen des Botschaftsgebäudes, der Kanalisationsleitungen, der elektrischen Einrichtungen und der Heizungs- und Lüftungsinstallationen. Wir kennen sogar die baulichen Veränderungen, die das Gebäude seit der Besetzung durch die iranischen Studenten erfahren hat. Wir müssen jedoch noch mehr wissen: wo und wie die Geiseln gehalten werden; vor allem aber müssen wir uns genauere Informationen über Identität, Nationalität, Mentalität und Motivationen der einzelnen Studenten beschaffen. Wir müssen zum Beispiel feststellen, welches die wirklich religiösen Eiferer sind und wo die Religion als Deckmantel für neue Vorstösse der Linken gebraucht wird, welche Studenten iranische Nationalisten sind und wer für eine andere Nation arbeitet, welches die Fanatiker und welches kaltblütige Berufsrevolutionäre sind usw.

Es ist wichtig, sich vor Augen zu halten, dass das gesamte Milieu des Gebäudes – Nahrung, Wasser, medizinische Versorgung und selbst die Luft, welche Geiselnehmer und Geiseln einatmen – von aussen kontrollierbar ist. Bevor wir ans Eingreifen denken, müssen wir uns darüber klarwerden, wie die einzelnen Studenten und Geiseln reagieren sollen.

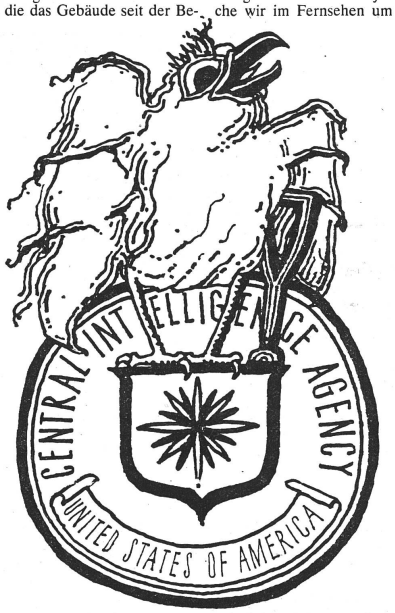
● **Rekrutierung von Agenten unter den Studenten.** Wenn wir in Betracht ziehen, dass wir vielen Geiselnehmern die langfristige, sichere und komfortable Existenz eines Millionärs auf irgendeiner Südseeinsel anbieten können, und wenn wir wissen, dass mindestens 40 der Besetzer die Nacht immer zu Hause verbringen, gestaltet sich die Rekrutierung viel einfacher, als es zunächst scheinen mag.

Es ist unter den CIA-Agenten allgemein bekannt, dass ruhige, intelligente Patrioten nur schwer zu beeinflussen sind. Anders verhält es sich mit der psychologischen Konstitution von Fanatikern: Wenn der Fanatismus noch nicht in komplette Verrücktheit übergegangen ist, sind solche Leute oft empfänglich für Bestechungsgelder, welche die CIA-Agenten unter entsprechender Tarnung anbieten können.

Jedenfalls ist angesichts der möglichen Anzahl rekrutierbarer Studenten – und für die Profis der CIA ist jeder dieser Studenten bis zum Beweis des Gegenteils ein potentieller Agent – die statistische Wahrscheinlichkeit auf unserer Seite. Unsere CIA-Agenten werden ihre jahrelang erprobten Rekrutierungstechniken anwenden und, als irakische, libysche oder auch iranische Agenten getarnt, die Gruppe der Besetzer bespitzeln und begutachten. Einige der «vielversprechendsten» werden wir für unsere Sache gewinnen; diejenigen, welche auf den Rekrutierungsversuch «unbefriedigend» reagieren, müssen liquidiert werden; den unentschlossenen werden psychologische Fallen gestellt, um herauszufinden, wer uns täuschen will. Schliesslich müssen wir dafür sorgen, dass der verbleibende Rest die angewiesenen Aufgaben auch zu Ende führt.

(. . .) Der Angriff auf die Botschaft wird nicht eine Aktion à la Entebbe sein, wo die Leute des Kommandos richtige Uniformen trugen und sofort (als Israeli) identifizierbar waren. Unsere Operation wird von Anfang bis Schluss getarnt ablaufen.

Die Männer der Gruppe A, die bis ins Gebäude selbst vordringen, werden genau gleich aussehen wie jene Iraner, welche wir im Fernsehen um die US-Botschaft herumtanzen sehen mit ihren antiamerikanischen Slogans. Die Männer der Gruppe B, die militärische Unterstützungstruppe, werden als iranische Soldaten getarnt. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird es sich tatsächlich um iranische Soldaten handeln.



Der CIA-Falke plustert sich auf . . .

Zeichnung: Frank

«Ein Haupthindernis für eine effiziente US-Diplomatie in den letzten Jahren war die irrtümliche Ansicht, dass ein ‹hartes Durchgreifen› die sogenannt Gemässigten ins Lager der Extremisten treibe.»

Für den Hauptteil unserer Aktion zieht Oberst Meade *(berühmt-berüchtigter CIA-Oberst in Pension, der sich im Zweiten Weltkrieg und in den folgenden Jahren des kalten Krieges mit spektakulären Befreiungsaktionen hervortat, bekannt unter dem Pseudonym «The Whistler». Die Red.)* Männer des Qashqai-Stammes vor, starke und widerstandsfähige Bergler, die das Khomeini-Regime hassen wie jedes andere Regime auch. Die Unterstützungsgruppe für die Aktion muss aus internen und externen Gründen klaren Söldnercharakter aufweisen und aus Leuten verschiedener Stämme bestehen – Qashqais, Kurden und natürlich Farsis. Es müssen gedungene Soldaten sein, ohne jede politische Bindung.

Auch für die ehemaligen Schahoffiziere, die heute in Fort Bragg bei der Luftwaffenbasis von Little Rock und ähnlichen Lagern ausgebildet werden, ist eine Rolle vorgesehen. Viele von ihnen haben uns bereits ihre Dienste angeboten. Sie könnten in der Gruppe B Platz finden und von grossem Nutzen sein, um Einheiten der iranischen Armee zu bestechen, welche heute in hohem Ausmass bestechlich sind. Solche Armee-Einheiten sind nötig, um die Kontrolle der Radiostationen und der lokalen Kommunikationszentren zu übernehmen sowie andere Aufgaben zu erfüllen, mit dem Ziel, einem möglichen Gegenangriff auf unsere Operation zu begegnen.

Der erste der drei CIA-Agenten, die an der Intervention direkt beteiligt sind, ist ein Experte für technische Tricks, die nach CIA-Sicherheitsreglement nicht an ausländische Agenten verraten werden dürfen. Der zweite muss ein Psychopharmakologe sein. Beide sind Top-Kenner der CIA-Techniken für Ablenkungsmanöver, Konfusion und Chaos und anderer, noch speziellerer Techniken, durch welche die Anzugreifenden in solchen «Hilfs»aktionen von den zu Rettenden getrennt werden können. Die ersteren werden in Verwirrung versetzt, so dass sie sich untereinander bekämpfen, in selbstgestellte Fallen geraten und ihre eigene Verteidigung auf alle möglichen Arten unwirksam machen. Die letzteren hingegen schlafen ruhig, bis sie auf Anordnung von «The Whistler» nach Hause gehen können. (. . .)

● **Betäubung.** Die Massnahme, die ich hier aus Sicherheitsgründen nicht im Detail beschreiben kann, besteht in einigen gezielten Anordnungen, mit welchen jeder Widerstand ausgeschaltet werden kann.

Die einfachste Form ist das Vergiften der Nahrung für die Geiseln und die Geiselnehmer («Knock-out»-Effekt) oder der Gebrauch von Nerven- und Giftgasen, die bei den Opfern Betäubung oder Brechreiz auslösen, ohne dass dabei jedoch weitere negative Folgen auftreten. Wirkungsvoller sind in der modernen Psychopharmakologie Substanzen, die das Verhalten von Menschen beeinflussen können. Die Anwendung solcher Mittel muss von einem speziell dazu ausgebildeten CIA-Mann überwacht werden.

Die CIA besitzt die Fähigkeit, in einem Umkreis von 2000 Yard um die Botschaft herum jedes menschliche und tierische Lebewesen zu betäuben; nach dem Einwirken des Stoffs werden die Betroffenen lediglich ein leichtes Kopfweh spüren. Die Gruppe, die das Nerven- und Giftgas einsetzt, wird aus entsprechender Entfernung agieren. (. . .)

● **Die Attacke.** Nach dem Eindringen in die Botschaft sieht sich die Gruppe A einer Menge von völlig desorientierten Geiselnehmern und betäubten Geiseln gegenüber. In diesem Moment landen unsere drei Helikopter, welche iranische Wappen tragen und so vorgeben, einen Gegenangriff auf die Botschaft zu lancieren, an den vorgesehenen Orten. Unser Kommando beginnt, die Geiseln und die noch lebenden Studenten in die Helikopter zu laden; die Studenten diesmal als unsere Geiseln – zumindest für eine begrenzte Zeit.

In der Zwischenzeit hat die Gruppe B, die als reguläre iranische Armee-Einheit operiert, alle Kommunikations- und Informationskanäle in und um die Botschaft sowie in der ganzen Stadt unter Kontrolle gebracht. Einige Spezialisten dieses Teams kontrollieren bereits Radio Teheran und senden laufend Musik, unterbrochen von Nachrichten-Flashs und offiziellen Communiqués, die uns alle taktisch dienen und der Gegenseite schaden. Eine Person der iranischen Luftfahrt wird dafür sorgen, dass der Abflug unserer Helikopter ohne Probleme vor sich geht.

Jedenfalls sollte von dem Moment an, da wir alle in Sicherheit gebracht haben, die ganze Sache glatt laufen. Informationen aus iranischen Regierungskreisen und politischen Gruppen, die den Studenten nahestehen, weisen deutlich darauf hin, dass im Fall eines Gelingens unserer Operation auf jede Gegenoffensive verzichtet würde. Ein eindrücklicher Teil der Leute wird sich vermutlich sogar auf unsere Seite schlagen. Nach dem, was 1954 geschehen ist, waren einige der aktivsten Kämpfer in der Anti-Schah-Untergrundbewegung die ersten, die von der Savak rekrutiert werden konnten. *(Einige Tudeh-Mitglieder wurden nach dem Sturz Mossadeghs tatsächlich Savak-Agenten. Die Red.)* Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass es 1980 anders sein wird.

Dennoch hat dieser Plan, ob er für sich oder als Teil eines allgemeinen militärischen Angriffs ausgeführt wird, eine Schwäche. Eine Schwäche, die erklären kann, warum Präsident Carter weiterhin Massnahmen ergreift, die vielleicht die amerikanische Bevölkerung beeindrucken, die Iraner aber völlig unberührt lassen. Tatsache ist: Unsere Regierung kann nichts unternehmen, was nicht die volle Zustimmung der amerikanischen Bevölkerung hat. Wir müssen hier klar und deutlich sagen: Wir sind am äussersten Punkt angelangt, an einem Punkt, an dem niemand ein Handeln verhindern darf, das durch die Situation in Iran notwendig geworden ist. (. . .)» ●

* *Miles Copeland* war im Zweiten Weltkrieg als Adjutant des US-Generals William Donovan tätig und gehörte später dem engsten Beraterstab des damaligen CIA-Chefs Allen Dulles an. 1953 war Copeland Sonderassistent von Kermit Roosevelt während der CIA-Operation, die zum Sturz Mossadeghs führte. In der Folge diente Copeland einer Anzahl afrikanischer und nahostlicher Staatsoberhäupter als politischer Berater, darunter Nasser (Ägypten), Chamoun (Libanon) und Nkrumah (Ghana). Anfang 1979 reiste Copeland mit einer Beratergruppe in die Zonen der nationalen Minderheiten in Iran, um dort an Ort «die Möglichkeiten für Aufstände gegen die Zentralregierung» zu prüfen

das konzept Tip

Militärverweigerung

Angesichts der Tatsache, dass in der Schweiz beinahe jeden Tag ein Militärverweigerer zu monatelanger Gefängnisstrafe verurteilt wird, hat sich eine *Gruppe Militärverweigerung* gebildet. Sie möchte Personen ansprechen, die den Entschluss gefasst haben, den Militärdienst zu verweigern, oder die den Verweigerungsprozess schon hinter sich haben. Auch die Frauen sind zur Mitarbeit aufgerufen. Die Diskussion soll sich mit der Dienstverweigerung, aber auch mit Themen wie Gewaltlosigkeit, Friedenserziehung, sozialer Verteidigung und Friedenspolitik auseinandersetzen.
Kontaktadresse: Gruppe Militärverweigerung. Postfach 2721, 8023 Zürich, Tel. (01) 242 22 93.

Photogeschichten aus der Arbeitswelt

Ein ungewöhnliches Buch über die Arbeitswelt legen Christian Mürner und Gesche-M. Cordes vor: 11 Photogeschichten, über die Herstellung von Schusswaffen etwa, oder über eine Kaffeeabfüllfabrik, über eine Druckerei. Jede Geschichte zeigt im Bild einige typische Situationen der jeweiligen Arbeit; dazu gibt ein (zum Teil sehr anspruchsvoller) Text Anregungen zur Analyse der Bilder. In einem Nachwort reflektieren die Verfasser die Tatsache, wie wenig Bilder aus der Arbeitswelt verbreitet werden. (Die Geschichten «Zehntausend Schuss» und «Schmutzige Fingernägel» sind erstmals im «konzept» veröffentlicht worden.)
Christian Mürner/Gesche-M. Cordes, Arbeitsplätze (VSA) Hamburg, 1980. 14.80 Fr

Imperialismus

«Es gibt keine militärische Rettungsaktion. Schlagt euch das ein für allemal aus dem Kopf. Das Pentagon hat alle möglichen Szenarios studiert und ist zum Schluss gekommen, dass alle unrealisierbar sind», sagte Carter-Intimus Hamilton Jordan am 22. April auf einer Versammlung von Präsidentenberatern. Zwei Tage später ist bereits ein Spezialkommando unterwegs, um die Geiseln aus der besetzten US-Botschaft in Teheran unter Gewaltanwendung herauszuholen.

Der kläglich gescheiterte Versuch, von CIA-Berater Miles Copeland selber als «klassisches Marx-Brothers-Stück» («La Repubblica», 1.5.80) tituliert, hat die weltweite Kriegsstimmung noch angeheizt. Auch wenn Carter die Aktion in einer Fernsehrede nach dem Debakel (25. April) als «humanitäre Mission, die sich nicht gegen den Iran richtete» politisch verharmloste. Eine baldige Befreiung der Geiseln – und sei es durch wiederholte Militäraktionen – ist unrealistischer denn je, weil die Geiseln jetzt im ganzen Land verstreut sind. Doch wird das die US-Regierung davon abhalten, weitere Interventionen zu organisieren?

Jedenfalls bekräftigen die Verantwortlichen nach wie vor lauthals, die USA könne nicht ein Regime tolerieren, das den Westen bedrohe. («Le Monde», 30.4.80)

und verweisen dabei auf ihre Trümpfe («our assets») im Iran. Die Ausschnitte aus dem CIA-Dokument zeigen, dass der Iran wenn nötig mit skrupellosen Methoden «zurückgewonnen» werden soll – das Leben der gefangenen US-Bürger hat dabei, nach Aussage der CIA-Berater, höchstens sekundäre Bedeutung. Aussenpolitik sei nun mal was ganz anderes als Innenpolitik (und Menschlichkeit?). Demokratische Einrichtungen wie der «war powers act» aus dem Jahre 1973 (Gesetz, das den Präsidenten verpflichtet, den Kongress vor einer kriegerischen oder konfliktträchtigen militärischen Aktion im Ausland zu informieren und zu Rate zu ziehen) sind für Copeland und seine CIA-Falken nicht mehr als ein lästiges Hindernis auf dem Weg zur Macht. Und für den Moralisten Carter sind sie nicht einmal das: er hat das Gesetz einfach nicht beachtet. Im Iran nicht und auch nicht als er militärische «counter-insurrection»-Spezialisten (Berufskonterrevolutionäre) nach dem konfliktträchtigen Guatemala und El Salvador schickte.

Jean-Michel Berthoud

Erlebnisbericht: Wie ein Arzt mit dem Schwulsein umgeht

«Ich könnte ebensogut ‹Schweinehund› schreiben»

*Von N. F.**

Beim Pissen tat mir der Schwanz weh, ein leichtes Brennen in der Harnröhre. Am folgenden Tag war der Schmerz stärker. Ich beschloss, mich an der Dermatologischen Poliklinik untersuchen zu lassen.

Ich hatte verschiedene Formalitäten zu erledigen, wie das beim ersten Mal üblich ist. Die Frau an der Rezeption stellte eine Patientenkarte auf meinen Namen aus. Im Hintergrund sah ich die Kartei, einen Apparat mit Tausenden von Patientenkarten, alle griffbereit.

Mindestens eine Stunde Wartezeit. Das Wartezimmer überfüllt mit Männern. Jeder hatte einen Zettel mit Nummer erhalten. Wenn die entsprechende Nummer auf dem Zählautomaten erschien, war man an der Reihe. Dann betrat ich eine kleine Umkleidekabine. Dort wartete ich, bis die Tür zum Ärztezimmer sich öffnete – wieder 10 Minuten. Ich trat ein, erklärte mein Leiden.

*

«Sie sind zum erstenmal hier!?» Ja, antwortete ich. *«Früher oder später landen alle einmal hier!»* Der Arzt grinste. Soll das ein Witz sein? dachte ich. *«Hatten Sie früher schon etwas Ähnliches?»* fragte er weiter. Ich sagte, dass ich einmal eine Harnröhrenentzündung gehabt hätte vor einigen Jahren. *«Ein Tripper!?»* Nein, eine Harnröhrenentzündung. *«In Ihrem Alter ist so was ein Tripper»*, wollte er mich belehren. Erst als ich ihm sagte, dass ich keine Penizillinbehandlung erhalten hätte, glaubte er mir. Er schrieb eifrig in meine Karteikarte, ich konnte nicht sehen, was.

Ich hatte meine Hosen zu öffnen. Er stülpte sich einen Plastik über die Hand. Dann ergriff er mein Geschlecht, als wäre es ein Stück rohes Fleisch. Er presste etwas Ausfluss auf ein Präparatgläschen für das Mikroskop. Die Öffnung auf der Eichel war ziemlich entzündet. Ich sagte ihm, dass es schmerzte, als er mit einer Art Aale in das Loch hineinfuhr, um mehr Flüssigkeit herauszuholen. Er schien mich zu überhören. Dann hantierte er am Mikroskop, sprach kein Wort mehr.

*

Ich setzte mich auf einen Stuhl und überlegte, dass ich geradesogut selber etwas Ausfluss hätte herauspressen können, ohne dass es mir Schmerz bereitet hätte.

Ich ärgerte mich über meine passive Haltung. Ausserdem hätte es mich interessiert, wie so etwas unter dem Mikroskop aussieht. Aber ich merke, dass der Arzt es eilig und wahrscheinlich für solche Wünsche kein Gehör hatte.

«Ein Tripper!» rief der Arzt. Ich erschrak, obwohl ich damit gerechnet hatte. *«Haben Sie Ihre Freundin informiert?»* Ich habe gar keine feste Freundin. *«Eben, das kommt davon – ich mei-*

ne die Frauen, mit denen Sie . . .» Ich sagte ihm, dass ich vor einer Woche ungefähr das letzte Mal gebumst hätte. *«Schicken Sie diese Frau sofort hierher und auch alle anderen Partnerinnen, mit denen Sie zusammen waren!»*

Dieser Typ reizte mich, sein Tonfall, seine Grobheit. Leicht wütend und provokativ sagte ich ihm, dass ich zufälligerweise mit einem Mann geschlafen hätte und nicht mit einer Frau. *«So ist das also!»* erwiderte er, musterte mich: *«Da haben Sie ja noch Glück gehabt, nur ein Tripper. Bei Ihrem Lebenswandel wäre ein Syphillis-Test angebracht!»* Schon schrieb er eifrig auf meine Karteikarte. *«Machen Sie's auch mit Frauen oder nur mit Männern?»* wollte er weiter wissen. *«Sind Sie sich eigentlich bewusst, wie eine Syphillis auf eine Schwangerschaft wirkt?!»*

*

Ich hatte einen Tripper; da ich aber als Mann mit einem Mann geschlafen hatte, musste ich, so der Arzt, auch eine Syphillis haben. Wenn ich dann mit einer Frau schlafe, werde ich sie infizieren und dafür sorgen, dass das Kind, das sie zur Welt bringt, schwachsinnig ist. Meine homosexuelle Lust als Ursache apokalyptischer Weltverseuchung!

Ich hatte mich nochmals auszuziehen, und er untersuchte mein Arschloch, obwohl ich ihm sagte, dass ich mich nicht von hinten hatte ficken lassen. Dann war die Sitzung zu Ende. Er beorderte mich hinaus in ein Vorzimmer. Dort gab er einer Schwester Anweisungen. Ich musste mich in einen Stuhl setzen, und die Schwester nahm mir eine Ampulle Blut. Der Syphillis-Test also. Darauf eine Spritze ins Gesäss. Ich nehme an Penizillin.

Blutverlust und gewaltsame Injektion von körperfremdem Stoff waren nur Symbole für mein Ausgeliefertsein an eine Macht, die über meinen Körper verfügte. Hat er mich denn gefragt, ob ich einen Syphillis-Test machen wollte oder nicht? Und hat der menschliche Körper nicht auch natürliche Öffnungen zur Aufnahme von Medikamenten, so dass ein gewaltsames Hineinbefördern gar nicht nötig ist?

*

Folgende Sitzung: Dem Arzt erklärte ich, dass die Beschwerden nachgelassen hätten. *«Haben Sie Ihre Freundin informiert?»* wollte er wissen. Ich sagte, dass ich niemanden hätte ausfindig machen können, der mich hätte infizieren können. Meine früheren Vermutungen seien falsch gewesen. Er stierte auf meine Karteikarte. *«Sie treiben's ja auch mit Männern!»* Ein Gedächtnis hat der Mensch, dachte ich. *«Der Syphillis-Test war negativ, aber glauben Sie ja nicht, die Sache sei harmlos. Ausserdem haben Sie Trichomonaden.»* Ich wollte wissen, was das sei. Er antwortete, dass dies harmlos sei, dass viele Leute Trichomonaden hätten, dass eine Behandlung nur sinnvoll wäre, wenn man auch die Freundin mitbehandle. Wenn ich stärkere Beschwerden hätte, müsste ich eben wiederkommen.

Ich habe aber keine feste Freundin, wiederholte ich, und ausserdem teile ich Ihre Meinung über die Verbreitung der Syphillis unter Homosexuellen nicht, Sie sind einer Ideologie verfallen. *«Was, glauben Sie, sehe ich jeden Tag hier? Die halbe Stadt ist ja bei uns Dauerkunde!»* Ich bestritt seine Behauptungen aufs heftigste, wollte wissen, aufgrund welcher Statistiken er seine Meinung bilde. *«Glauben Sie, ich habe jetzt Zeit zu diskutieren! Ich sitze schon bald acht Stunden hier!»* Das tat mir zwar leid, aber schonen konnte ich ihn diesmal nicht. Früher hängte man die Syphillis den Hexen an, heute den Homosexuellen! sagte ich. Er lachte, faltete meine Karteikarte zusammen und hiess mich, das Zimmer zu verlassen.

*

Ich gab mich nicht zufrieden und wollte wissen, was er auf meine Karteikarte geschrieben hatte. Er war etwas verdutzt, der Sinn der Frage war ihm nicht klar. *«Das Übliche»*, sagte er. Ich wollte die Karte aber sehen, trat ans Pult. Der Arzt zögerte. Haben Sie etwas über Homosexualität notiert? fragte ich. *«Wie meinen Sie das?»* Ich hatte aber das Wort auf meiner Patientenkarte schon erspäht, trotz der unleserlichen Schrift «homosex.», in Klammern. Das können Sie streichen, wetterte ich. *«Was geht Sie denn an, was ich hier notiere – ich könnte ebensogut ‹Schweinehund› hinschreiben, und Sie hätten nichts zu sagen! Das ist nicht Ihre Angelegenheit!»*

Ich war baff und bestand darauf, dass er das Wort sofort streiche. Er notiere auch nicht «heterosexuell», wenn ein Mann es mit einer Frau treibe. *«Ich werde nichts ändern»*, versicherte der Arzt, *«das liegt in meiner Kompetenz! Wenn Sie was zu reklamieren haben, wenden Sie sich an den Oberarzt.»* Das würde ich sicherlich tun, wütete ich. *«Was sind Sie eigentlich von Beruf?»* fing er wieder an und schielte auf meine Karte. *«Student! Ah, da haben wir's!»* Dann stand er auf und verliess das Zimmer. Er trat wieder ein, ein Kollege begleitete ihn.

Der Streit begann von neuem. Ich fragte den anderen Arzt, wie lange eine solche Karteikarte aufbewahrt werde. *«25 Jahre ungefähr»*, sagte er und: *«Wie wollen Sie denn! Sie stehen ja dazu!»*

Wie kann ich wissen, sagte ich, was in diesem Land in 25 Jahren politisch läuft. Sexuelle Repression gibt es noch überall auf der Welt. Ihr Verhalten selber ist eine Form dieser Unterdrückung!

Der Arzt wollte mich beschwichtigen, die Kartei sei streng geheim und nur Ärzten zugänglich. Das sagen alle, erwiderte ich, wenn der Missbrauch geschieht, ist es schon zu spät.

Endlich zeigte sich der andere Arzt versöhnlich, nach seiner Meinung könne der Kollege das Wort streichen. Dieser strich es tatsächlich und gab mir zu verstehen, dass dies ein Entgegenkommen seinerseits bedeute. Jetzt ist das Wort zwar durchgestrichen, aber bleibt als Durchgestrichenes gut leserlich noch 25 Jahre stehen.

*

Ich liess mir von einem anderen Arzt ein Medikament gegen Trichomonaden verschreiben. Drei Tabletten genügten.

*

Auf unsere Anfrage sagte Professor Schnyder, Chef der in Frage stehenden Dermatologischen Poliklinik, ihm sei ein Fall vor Beginn seiner Amtszeit in Erinnerung. Dabei habe der damals zuständige Chefarzt, Professor Storck, eine interne Weisung erlassen, künftig Eintragungen über die sexuelle Veranlagung der Patienten zu unterlassen. Professor Schnyder betonte, heute finde keinerlei Diskriminierung von Patienten statt und es gebe auch keine Eintragungen über die sexuelle Eigenart der Patienten.
Professor Storck gab uns eine andere Antwort:

«Im Oktober 1978 habe ich die Leitung der Dermatologischen Klinik an Herrn Professor Dr. Urs Schnyder abgegeben. Während meiner 20jährigen Klinikleitung hatte ich nie Beschwerden von seiten der Patienten über unfaire Behandlung entgegenzunehmen. Assistenten und Oberärzte waren angehalten, die Patienten mit Takt und Feingefühl zu behandeln und insbesondere die Anamnese zurückhaltend aufzunehmen, unabhängig von der sexuellen Veranlagung.

Wenn der Kläger, den ich nicht kenne, sich vom Assistenten, den Sie mir nicht nannten, ungerecht behandelt fühlte, bedaure ich dies sehr. Dies um so mehr, als ich stets den grossen Einsatz der Mitarbeiter und des Pflegepersonals gegenüber venerischen Patienten und in der andrologischen Sprechstunde anerkannte. Ich hatte damals auch keine Massnahmen getroffen, da mir der erwähnte Fall nicht bekannt wurde, erstaunlicherweise erst jetzt mit einer 2jährigen Verspätung.» ●

* Autor der Redaktion bekannt.

Auch die heutige Pressestruktur muss diskutiert werden

Der verkaufte Leser

Von Ueli Haldimann

Noch nie wurde in der Schweiz so viel über Medienpolitik diskutiert – doch fast ausschliesslich über die künftige Regelung von Radio und Fernsehen. Unter dem Druck der Radio-Konzessionsgesuche von Schawinski bis Hofer-Klub und des Fernsehsatellitenprojekts der Grossverleger geht die nötige Diskussion um die Zukunft der gedruckten Presse völlig unter.

So wie es aussieht, wird die Mediengesamtkonzeption, welche die *Kommission Hans W. Kopp* bis Herbst 1981 vorlegen will, im Bereich der Presse den bestehenden Status quo zementieren. «Lässt du mir mein SRG-Monopol (auf nationaler Ebene), so lass ich dir deine ausschliesslich private Presse», ist heute auch die Devise linker Realpolitiker in der Kommission. Das bedeutet: statt wirksamer innerer Pressefreiheit weiterhin eine unangetastete Handels- und Gewerbefreiheit, statt Experimente mit öffentlichrechtlichen Zeitungen oder Pressestiftungen in Monopolregionen die verewigte privatwirtschaftliche Struktur der Presse- bzw. unterdessen Medienkonzerne. Und eine Presse, deren objektive gesellschaftliche Funktion es bleibt, Träger der Absatzwerbung von Konsumgütern zu sein.

Wer braucht die Zeitungen?

Als im März 1978 in der Bundesrepublik die Kollegen der IG Druck und Papier mehr als zwei Wochen um einen Tarifvertrag «Neue Technik» streikten, litten unter dem entstehenden Informationsvakuum allenfalls ein paar publicitygeile Bonner Politiker. Weitreichende Folgen hatte hingegen der Ausfall der Zeitungswerbung: Grossverteiler blieben auf vergammelndem Gemüse sitzen, das sie für Aktionen eingekauft hatten. Kinos und Theater blieben leer. Und auch die Mädchen vom Telefonstrich warteten vergeblich auf Kundschaft, als sie ihre Kleininserate nicht mehr publizieren konnten.

Dieser ausgesprochenen Werbeträgerfunktion der Presse entspricht ökonomisch die Abhängigkeit vom Inseratege-schäft. 80 Prozent der Einnahmen eines wirtschaftlich gesunden Tageszeitungs-Unternehmens stammen heute in der Schweiz aus dem Inseratekauf.

Wer zahlt, befiehlt

● Eine Serie, die im März im *Ringier-Blatt «Blick»* zum Automobilsalon erschien, gab vor, die im Jahr 1979 in der Schweiz am meisten verkauften 10 Automodelle einem noch nie dagewesenen «Alltagstest» zu unterziehen. Womit «Blick» seine Leser faustdick belog: Unter den 10 getesteten angeblichen Bestsellern fanden sich auch totale Verkaufspleiten, so der Peugeot 305 (1979 an 28. Stelle) oder der Toyota Corolla (an 54. Stelle). Erklärung: «Blick» hatte die Importeure in einem Brief gebeten, für den Test einen erfolgversprechenden Mittelklassewagen ihrer Wahl zur Verfügung zu stellen. Im Fall Toyota war es gar so, dass «Blick» grosszügig vorschlug, die Absatzniete «Corolla» zu testen. Nun ist die schweizerische Toyota AG eine hundertprozentige Tochter der Emil Frey AG, deren Geschäftsführer Walter Frey sich im letzten Jahr zum Wortführer der Autoimporteure, die den «Tages-Anzeiger» boykottieren, gemacht hat . . .

● Die April-Ausgabe des *Jean-Frey-Blatts «Bilanz»* erschien mit einigen Tagen Verspätung. In einem Artikel über die Firma Dätwyler AG strich Verwaltungsratsdelegierter Beat Curti, dem wie üblich die fertigen Druckvorlagen vorgelegt werden mussten, einige Passagen heraus, in denen Gewerkschaftsvertreter zu Wort kamen. Mit dem Randvermerk *«Wir sind doch kein Gewerkschafts-*

Fortsetzung auf Seite 10

DR. RUDOLF FARNER
Werbeagentur AG, BSR · 8001 Zürich · Theaterstrasse 8 · Telefon (01) 34 80 00 · Telex 53807

Fabriques de Tabac Réunies SA, Lausanne
Brunette-Inserate

Zusatzbestimmung zu den allgemeinen Geschäftsbedingungen

In Abänderung der allgemeinen Geschäftsbedingungen werden Inserate, die in einer Ausgabe erscheinen, in der gleichzeitig ein redaktioneller Artikel gegen das Rauchen Stellung nimmt, von unserem Kunden nicht bezahlt. Es bleibt dem Verlag selbstverständlich überlassen, das Inserat gegebenenfalls um eine Ausgabe nach vorn oder hinten zu verschieben.

Dieser Brief hing im Frühling 1980 im Produktionsraum einer grossen Schweizer Publikumszeitschrift.

Gespräch mit Urs Jäggi, Spitzenkandidat des Migros-Frühlings

«Ein revolutionärer Schritt»

Der marxistische Soziologe Professor U. Jäggi ist Kandidat des M-Frühlings für den Posten eines «Mitglieds der Verwaltungsdelegation», das höchste, nationale Gremium der Migros mit 5 Mitgliedern. Welche politischen Ziele verfolgt Jäggi, wenn er gewählt wird (die Wahlen sind Mitte Juni abgeschlossen). Wir bringen Auszüge aus einem längeren Gespräch.

«das konzept»: Was bedeutet dir der M-Frühling politisch, gesehen im Kontext der sozialistischen Veränderung unserer Gesellschaft?

Professor U. Jäggi: Die Idee, dass man aus einem Grosskonzern, der – anders als Coop und Konsum – nie wirklich genossenschaftlich organisiert gewesen ist, ein Genossenschaftsunternehmen macht und auf die Genossenschaftsidee zurückkommt, halte ich für einen revolutionären Schritt. Ich finde es gerade auch für die Jungen unheimlich wichtig zu zeigen, dass ein Konzern, der ein absolut kapitalistisches Verhalten zeigt, juristisch noch genossenschaftlich organisiert und strukturiert ist und die einzelnen Mitglieder tatsächlich die Möglichkeit haben mitzumachen.

Damit knüpfen wir an eine frühsozialistische Bewegung an, die Genossenschaftsbewegung. Ich finde es symptomatisch, dass man daran anknüpft. Wir haben den Staatssozialismus gesehen mit seinen Deformationen, den Kapitalismus mit den seinen. Da wird ein dritter Weg gesucht, der sicher auch wieder sehr utopisch ist und idealistisch; aber vom Staatssozialismus und vom Kapitalismus versprechen sich die Leute nichts mehr, das sieht man etwa bei der Anhängerschaft der Grünen in der BRD.

Der Konsument will ja in erster Linie billig einkaufen. Insofern ist er aktiver Teilnehmer an der Migros, so wie sie heute ist. Was müsste, ganz konkret, daran ändern? Wo willst du ändern, wenn du gewählt bist?

Zuerst würde ich versuchen, mit den Genossenschaftern ins Gespräch zu kommen. Damit sie wirklich merken, dass sie mitreden können, mitbestimmen. Die Schwierigkeit liegt natürlich darin, dass die Leute in erster Linie billig einkaufen wollen. Unser Interesse ist es nicht, den Konzern kaputtzumachen. Aber es gibt keine Belebung der Genossenschaftsidee ohne Genossenschafter.

Daneben aber glaube ich, dass immer mehr Leute ähnliche Vorstellungen haben und dass man sie leichter über die M-Frühlings-Idee aktivieren kann als zum Beispiel parlamentarisch.

Das bedeutet aber einen ungeheuer langwierigen Bewusstwerdungsprozess.

Ja. Aber dieser Bewusstseinsprozess kann nicht im Managerstil in Gang gesetzt werden, sondern in einem Dialog mit den Genossenschaftern, bei dem man berücksichtigt, was die Genossenschafter wollen.

Es steht allerdings zu befürchten, dass die Mehrheit der Schweizer eben doch für die Einkaufszentren stimmen, für die Autobahnen, die dafür nötig sind usw.

Der Anteil der Leute, die ihre Probleme einbringen wollen, wird meines Erachtens immer grösser. Die Phase der reinen Passivität ist vorbei. Bei der jüngeren Generation ist wirklich ein Umdenken festzustellen; man könnte das als Spätfolgen der 68er Bewegung bezeichnen. Eine Repolitisierung, eine Reaktivierung, die man als Potential aktualisieren kann. Dabei scheint mir die Genossenschaft ein fruchtbarer Boden.

. . . ein Aktivierungspotential, das weniger ideologisch als durch konkrete Fragen sich ansprechen lässt.

Ja, und diese Gruppierungen wachsen. ●

(Die Fragen stellten R. Küng, E. Meier und R. Nef.)

Sartre ist tot . . .

. . . und sein kreativer Hass auf alle Apparate?

Fortsetzung von Seite 1

Lebend habe ich ihn zum letzten Mal gesehen auf der Redaktion von *LIBÉRATION*. Das heisst *ihn* hat man zuerst nicht gesehen, nur eine schöne alte Frau, die mit ihm gekommen war. Neben ihr war nach einiger Zeit ein kleiner, zerknitterter, sagenhaft hässlicher Mann zu entdecken, wüst wie Sokrates, welchem abgetragene Hosen um die Beine schlotterten und eine dicke-gelbe-angerauchte, aber jetzt kalte, Zigarette von der Lippe

Kuba 1960: Che Guevara gibt Sartre Feuer

baumelte. Sobald sein Mund aufging, hat man den alten Mann aber nicht überhören können. Über diese Zeitung *LIBÉRATION*, die er mit-gründete, darf man heute im *Tages-Anzeiger* (Kultur) lesen:

> «Doch der Denker, das Blättchen ‹Libération› auf der Strasse verkaufend, war wohl eher ein Ausgenützter als jemand, der seine politische Heimat gefunden hat.» (TA, 17. 4. 80)

Der wackere Stubenphilosoph Hans W. Grieder, der das geschrieben hat, scheint zwei Karteikarten verwechselt zu haben. Auf der Strasse verkauft hat Sartre die Zeitung (das Blättchen?) *LA CAUSE DU PEUPLE*, welche verboten war; ein Maoistenblatt. Er hat sie nicht deshalb, zusammen mit Simone de Beauvoir, verkauft, weil er die Gedanken Mao-Tse-Tungs enorm liebte, sondern weil er gegen Presseverbote war. Die Gedanken Mao-Tse-Tungs hat er im Gegenteil einmal «Kieselsteine, die man uns in den Kopf stopfen will», genannt. Aber als echter Erbe der französischen Aufklärung war er dafür, dass auch Meinungen verbreitet werden konnten, mit denen er nicht einig ging. Pressezensur war für ihn Freiheitsberaubung. Ob er bei *LIBÉRATION* eine «politische Heimat» fand, kann ich nicht sagen. Er war kein Heimatlicher. Jedenfalls war es ihm wohl dort. Und dass er «wohl eher ein Ausgenützter» war, wird nur jemand schreiben, der sich die Beziehungen zwischen den Leuten nicht anders als ausbeuterisch vorstellen kann: also ein *Bourgeois*. Vor fünf Jahren noch hatte es umgekehrt getönt im *Tages-Anzeiger* (Ausland), da war aus der Küche des Pariser-Korrespondenten Hans-Ulrich Meier *(petit bourgeois)* die Nachricht gekommen, Sartre verführe die Jugend und reisse sie zu unüberlegten Handlungen hin (gewalttätige Demos, etc). Sartre verführt die Jugend, die Jugend verführt Sartre – und wenn die Beziehungen zwischen ihm und *«der Jugend»* auf gegenseitiger Spontaneität beruhten?

> «Allein, sein Auftritt in der besetzten Sorbonne (68) glich dann doch eher einer Abschiedsvorstellung: die Studenten hörten dem alternden Philosophen zwar höflich zu, ihre geistige Orientierung hatten sie sich längst anderswo geholt, bei Althusser etwa oder bei Marcuse.» (TA, 17. 4. 80)

Da hat er Glück gehabt, dass man ihm höflich zuhörte. Gibt es ein grösseres Kompliment für den Philosophen, als ihm (welch ein Tumult damals in der Sorbonne!) *höflich zuzuhören?* In die vom Staat besetzte, d. h. normale Sorbonne, wäre Sartre nie gekommen, weder als Professor noch als Gastredner. Marcuse hatten die französischen Studenten bis zum Mai übrigens auch noch nicht gelesen, das hat der *Nouvel Observateur* nachgewiesen; Althusser nur die wenigsten. Aber Sartre und seine politische Interventionsliteratur, seine Auftritte gegen Algerien- und Vietnamkrieg kannten alle. Darum haben sie «dem alternden Philosophen» höflich zugehört. Auf mich hat er damals verjüngend gewirkt. Sich selbst hat er auch verjüngt (immer wieder).

* * *

Von den Bürgern als Handlanger Moskaus, als Terrorist (Besuch bei Baader), als Mitläufer; von den strammen KP-Intellektuellen wie Kanapa als Agent der Wallstreet, als politischer Abenteurer, bei Bedarf auch als «klebrige Ratte und geile Viper» bezeichnet: – man sieht, es handelt sich um einen Intellektuellen. Die *Humanité* fand ihn ab 1968 gaga, wie kann man als ernsthafter Philosoph sich soweit herablassen, einen Cohn-Bendit zu interviewen? Der *Figaro* fand ihn kindisch, wie kann man sich dazu versteigen, am Russell-Tribunal gegen den Vietnamkrieg (das Gericht hatte keine vollziehende Gewalt) einen US-Präsidenten der Kriegsverbrechen zu beschuldigen? Wären nicht einige Gesetze im Wege gestanden: viele von den chauvinistischen Krähern hätten ihn gerne umgebracht. Seine Wohnung wurde ausgebombt. Man hasste ihn dauerhaft. Debré wollte ihn verhaften lassen, de Gaulle war dagegen (Sartre hatte das *Manifest der 121* – Recht auf Fahnenflucht im Algerienkrieg – unterschrieben). Wäre die KP allein an der Macht gewesen, sie hätte ihn vermutlich ausgewiesen oder eingesperrt oder nach Savoyen (oder in die Bretagne) deportiert und seine Spuren getilgt, so wie sie das Andenken des alten Widerstandskämpfers Charles Tillon auslöschte und die Erinnerung an Sartres Freund Paul Nizan in ihren Reihen vernichten wollte (beides ehemalige Genossen). Aus der Partei konnte man Sartre nicht ausschliessen. Er war nie drin, in keinem Apparat. [1] Nicht wie Louis Aragon, der fast alle Spitzkehren der Parteilinie treu und bieder mitmacht, und der 1968 ganz verwundert war, als ihn die Studenten einen «alten Chlaus» *(vieille barbe)* nannten; und nicht wie André Malraux auf der andern Seite, dem der Stil im Alter abhanden gekommen war, als er, Minister gewordener Geist, mit dem gaullistischen Kulturapparat kutschierte.

Nicht alle haben begriffen, dass seine Begeisterung für Castros Revolution und seine Abneigung gegen Castros Repression vom gleichen Impuls gesteuert wurden. Er war 1960 nach Kuba gereist und ziemlich begeistert nach Hause gekommen. Später hatte er dagegen protestiert, dass der kubanische Dichter Heberto Padilla wegen Gesinnungsdelikten eingekerkert und als Schwuler gebrandmarkt wurde. (Soll man sich lange mit einer unbedeutenden Minderheit beschäftigen, wenn es der Mehrheit dank Revolution besser geht?) Auch sein Protest gegen den französischen und amerikanischen Vietnamkrieg kam aus der gleichen Wurzel wie die Auflehnung gegen die Vertreibung der *BOAT PEOPLE* aus dem sozialistischen Vietnam. Was mag es ihn 1979 gekostet haben, gemeinsam mit seinem alten Freund-Feind Raymond Aron, diesem *«chien de garde»* des Bürgertums (ein Wort von Paul Nizan) und Editorialisten des *Figaro*, im Elysée vorzusprechen, bei einem Präsidenten, der alles repräsentiert, was der Philosoph hasste (Vorrecht der Geburt, Süffisanz, Heuchelei), – um ein Wort für die Flüchtlinge einzulegen und den Staat soweit zu bringen, möglichst viele Vietnamesen aufzunehmen? Auch bei Afghanistan mag es ihm nicht leicht gefallen sein, da hat er sogar den Olympia-Boykott unterstützt. (Pfui!). Er tat es nicht aus Liebe zur amerikanischen Politik, die er hasste wie kein zweiter, sondern aus Abscheu gegen die sowjetische Intervention. Er reiste viel: UdSSR, Tschechoslowakei, Naher Osten, besuchte Flüchtlingslager, *bidonsvilles, kannte* die Verdammten dieser Erde in Südamerika, Afrika und auch in Billancourt (die farbigen Fremdarbeiter bei Renault) *und schrieb deshalb* sein Vorwort zum Buch von Frantz Fanon: *«Les damnés de la terre»*. Er gehörte nicht zu jenen Stubensozialisten, die jedesmal, wenn ein Land sozialistisch geworden ist, auf ihrer Generalstabsweltkarte triumphierend ein neues rotes Fähnchen einstecken. Er wollte auch noch wissen, was dieser Sozialismus konkret bedeutet. Die Intellektuellen aller Länder, *les damnés de toute la terre,* kamen bei ihm vorbei und haben erzählt. Er war informiert.

* * *

Als er starb, wurde das nur in einer der drei vietnamesischen Tageszeitungen, die in Hanoi erscheinen, erwähnt. (Keiner hatte in Europa so folgenreich wie er gegen die Vietnamkriege agitiert). In *Hanoi Moi* kam eine Notiz von *vier Zeilen,* ohne Kommentar, er sei jetzt gestorben, im Alter von 75 Jahren. Tja.

* * *

Billancourt war ein Schlüsselwort. *«Il ne faut pas désespérer Billancourt»,* sagte er. 1950, als die Existenz der russischen Konzentrationslager nicht mehr zu übersehen war. «Wir dürfen die Arbeiter nicht zur Verzweiflung bringen, indem wir ihnen die Hoffnung nehmen, die aus der UdSSR kommt.» Die Lager hat er in seiner Zeitschrift schon 1950 beschrieben, aber ihre Bedeutung für den Zusammenbruch einer optimistischen, moskau-orientierten Eschatologie hat er lange angezweifelt. Man müsse Opfer in Kauf nehmen, Grausamkeit gebe es überall (eine Million Algerier starben im letzten französischen Kolonialkrieg), usw.

Er hat verzweifelt die Allianz mit den Arbeitern gesucht, deren Hoffnung er bis ca. 1960 bei der KP aufgehoben glaubte, während er schon vorher wusste, dass die Partei für echte Intellektuelle keinen Platz hat. Illusionen hat er sich dabei nicht gemacht. In seinem Vorwort zu Paul Nizans *«Aden Arabie»* schreibt er 1960:

> «Wenn die kommunistischen Intellektuellen zu Scherzen aufgelegt sind, nennen sie sich Proletarier. ‹Wir verrichten manuelle Heimarbeit.› Klöpplerinnen gewissermassen. Nizan, der klarer dachte und anspruchsvoller war, sah in ihnen, in sich selbst, Kleinbürger, die die Partei des Volkes ergriffen hatten. Die Kluft zwischen einem marxistischen Romancier und einem Facharbeiter ist nicht überbrückt: man lächelt einander über den Abgrund hinweg freundlich zu, aber wenn der Schriftsteller einen einzigen Schritt tut, stürzt er in die Tiefe.»

1972 hat er die Kluft wieder einmal überbrücken wollen, schlich sich illegal mit ein paar Genossen in das Renault-Werkgelände von Billancourt ein, wollte eine Rede halten gegen die willkürliche Entlassung von Fremdarbeitern, wurde von der Werkpolizei unsanft hinausgeworfen (nicht von den Arbeitern, die ihm so höflich zuhörten wie die Studenten 1968) und hielt die Rede dann auf einer Öltonne vor dem Werktor. Das hat ihm die sarkastischen Bemerkungen aller bürgerlichen Journalisten eingetragen, die noch nie gegen Entlassungen bei Renault protestiert haben.

* * *

Sartre über einen anderen Freund, Merleau-Ponty:

> «1950, in dem Augenblick, in dem Europa die Lager entdeckte, (die in der UdSSR, N. M.), sah Merleau endlich den Klassenkampf ohne Maske: Streiks und ihre Niederwerfung, die Massaker von Madagaskar, der Krieg in Vietnam, (der französische, N. M.), McCarthy und die grosse amerikanische Angst, das Wiedererstarken der Nazis, überall die Kirche an der Macht, die salbungsvoll ihre Stola über den neu erstehenden Faschismus breitete: wie sollte man nicht den Aasgestank der Bourgeoisie riechen? Und wie konnte man öffentlich die Sklaverei im Osten verdammen, ohne bei uns die Ausgebeuteten der Ausbeutung zu überlassen? Konnten wir es aber annehmen, mit der Partei zusammenzuarbeiten, wenn das bedeutete, Frankreich in Ketten zu legen und mit Stacheldrahtzäunen zu bedecken? Was tun? Blind nach links und rechts drauflosschlagen, auf zwei Riesen, die unsere Streiche nicht einmal spüren würden?» *(Les Temps Modernes,* Sondernummer für Merleau-Ponty, den Mitherausgeber der Zeitschrift, 1961)

Auch damals, als er der KP nahestand, hatte er mehr Distanz zum Stalinismus, als ihm die bürgerlichen *salauds* zutrauten.

* * *

Er hat die literarischen Kategorien durcheinanderbegracht genau wie die politischen und die bürgerliche Kultur, welche ihm an der *Ecole Normale Supérieure* eingetränkt wurde, verhöhnt und zugleich weiterentwickelt. Nur Gedichte hat er nicht gemacht, sonst alles beherrscht, oder besser gesagt, alle Formen haben ihn beherrscht: Roman, Drama, Essay, Traktat, Pamphlet, Reportage. 1945 schrieb er als Redaktor der Zeitschrift *Les Temps Modernes:*

> «Es scheint uns, dass die Reportage eine literarische Form ist, und dass sie eine der wichtigsten werden kann. Die Fähigkeit, intuitiv und schnell die Wirklichkeit zu entschlüsseln, mit Geschick das Wichtigste herauszuarbeiten, um dem Leser ein synthetisches Gesamtbild zu vermitteln das sofort zu entziffern ist – das sind die wichtigsten Reportereigenschaften, die wir bei allen unsern Mitarbeitern voraussetzen.»

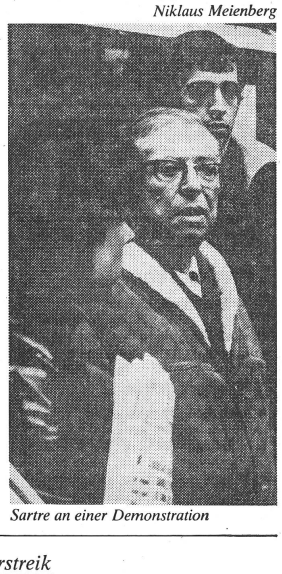
Seine Autobiographie *(«Les Mots»)* war zugleich Roman, literarische Psychoanalyse, private Zeitgeschichte, Seelenreportage. *«L'être et le néant»* ist Philosophie und zugleich ein Pamphlet dagegen. Seine Flaubert-Biographie ist nirgendwo einzuordnen: innerer Monolog, Fortsetzung von Flauberts Werk, Weiterführung der eigenen Biographie. Man hat den Literaten allgemein bewundert, von Raymond Aron bis zu François Bondy verbeugt sich alles vor ihm – wenn er nur das Politisieren gelassen hätte, der begabte Poulou[2]! Man macht einen Trennungsstrich zwischen dem literarischen Sartre und dem politischen Sartre, um ihn jetzt, da er nicht mehr ausrufen kann, ungestört zu konsumieren. «Wenn ich ein verhungerndes Kind sehe, so wiegt ein Roman von mir nicht mehr schwer» (Sartre).

Die Beerdigung sei strub und schön gewesen. Kein Ordnungsdienst für die ca. 20 000 Leute des Trauerumzugs. Keine offiziellen Delegationen, keine Hierarchie im Umzug, hier und dort ein paar Prominente verstreut. Grabsteine wurden umgeworfen im Gedränge, und einer ist auf den Sarg des Philosophen hinuntergefallen, als dieser schon im Loch die vermeintlich ewige Ruhe gefunden hatte.

Sartre 1958, im Vorwort zu *«Le Traitre»* von André Gorz:

> «Wir lieben es, zwischen den Gräbern der Literatur spazierenzugehen, auf diesem stillen Friedhof, die Grabschriften zu entziffern und für einen Augenblick unvergängliche Gehalte ins Leben zurückzurufen: beruhigend wirkt, dass diese Sätze gelebt *haben;* ihr Sinn ist für immer festgelegt, sie werden das kurze Fortleben, das wir ihnen zuzugestehen geruhen, nicht dazu benutzen, sich unvermutet in Marsch zu setzen und uns in eine unbekannte Zukunft zu entführen. Was die Romanciers betrifft, die noch nicht so glücklich sind, im Sarg zu liegen, so stellen sie sich tot: sie holen die Wörter aus ihrem Fischteich, töten sie, schlitzen sie auf, weiden sie aus, bereiten sie zu und werden sie uns blau, auf Müllerinnenart oder gegrillt, servieren.»

Niklaus Meienberg



Sartre an einer Demonstration

1 Im Tages-Anzeiger stand (eine AFP-Depesche), er sei von 1952 -56 KP-Mitglied gewesen. Das ist falsch.

2 «Poulou» wurde das Bürgersöhnchen Sartre in seiner Familie genannt, das schrieb er in *«Les Mots»*.

Ein Film über einen Bergarbeiterstreik

Auch «Harlan County» ist USA

Filme wie *«Harlan County USA»* ist man aus den USA nicht gewohnt. Während im Land der unbegrenzten Möglichkeiten jährlich Milliarden in Streifen verbuttert werden, die die Welt erobern, brachte die Realisatorin von *«Harlan County»* nur gerade 300 000 Dollar zusammen: Für einen Film, an dem sie drei Jahre arbeitete (über 50 Stunden Material), erbettelte sie sich das Nötigste von Stiftungen und kirchlichen Organisationen; keine namhaften Beiträge von seiten der Gewerkschaften. (Ähnlichkeiten mit schweizerischen Verhältnissen sind rein zufällig.)

Harlan County, Kentucky, hat als «bloody Harlan» Geschichte. Bereits in den dreissiger Jahren kämpften militante Mitglieder der «United Mine Workers Union of America» für bessere Arbeitsbedingungen. Damals gab es viele Tote. 40 Jahre später stirbt nur einer – aber der Kampf ist derselbe, und der Streik ist immer noch die einzige Waffe der Arbeiter. 1973 treten die Kohlenminenarbeiter von Brookside für 13 Monate in den Streik, weil die Unternehmensleitung der Eastover Mining Company – Tochterfirma eines Ölkonzerns – einen Vertrag nicht unterzeichnen will, der die Arbeiter sozial *etwas* sicherer stellen, die Arbeitsbedingungen *etwas* verbessern würde. Diesen Streik hat Barbara Kopple mit ihrem Team verfolgt: Den Kampf gegen gedungene Streikbrecher und Mörder, gegen korrupte Gewerkschaftsbosse, gegen das Elend. Sie zieht Parallelen zwischen heute und damals. Viele, die heute dabei sind, waren damals dabei. Die andern sind an ihren schwarzen Staublungen gestorben. Militanter Kampf hat in Harlan Tradition; die Lieder, die damals gedichtet wurden, können heute wieder gesungen werden.

Nicht die akribisch-perfekte Chronologie der laufenden Ereignisse ist die Stärke von «Harlan County», sondern die Genauigkeit im Betrachten der Menschen. Barbara Kopple ist mit Leib und Seele dabei – auf der Seite der Arbeiter und Arbeiterfrauen: bei Diskussionen, in den Häusern von Brookside, an vorderster Front bei den Schiessereien mit den Streikbrechern. *«Harlan wurde begonnen, und ich war sofort fasziniert. Ich konnte nicht mehr aufhören. So wurde ich in die Sache verwickelt.» «Harlan County»* ist Partei in dieser *«Sache»;* die Realisatorin braucht dazu keinen aufdringlichen Kommentar – die Bilder der Menschen, die sie in ihre gemeinsame Sache mit einbezogen haben, und ihre Lieder machen ihn unnötig.

Der Streikerfolg (wenn man das Zustandekommen des Vertrags mit einigen Abstrichen als Erfolg bezeichnen will) war nur dank den Frauen möglich: Sie griffen seit Beginn des Streiks ein und an, wenn's sein musste mit Schlagstöcken oder ihren Fäusten. Wie in *«Salt of the Earth»* (1953/54 von Herbert J. Biberman über einen Streik in einer neumexikanischen Zinkmine gedreht) treiben die Frauen den Kampf voran, sind radikaler als ihre Männer.

Emotionen – für einmal echte – dürfen in diesem Film sein. An der ungeheuren Wut der Streikenden, ihrer Trauer über den Tod von einem unter ihnen nimmt auch der Zuschauer teil. Als Barbara Kopple 1976 mit ihrem fertigen Film nach Harlan County zurückkehrte, brachten die Leute einen an Staublunge sterbenden Mann im Rollstuhl mit. Er sollte diesen Film noch sehen können.

Marianne Fehr

«Harlan County USA» läuft zurzeit in Zürich und wird in diesem Jahr noch in Basel, Winterthur, St. Gallen und wahrscheinlich noch andern Orten zu sehen sein. Informationen gibt die «Filmcooperative Zürich», Josefstrasse 106, 8005 Zürich (Tel.01/ 42 15 44).

Die billigsten Kontakt- und Kleininserate weit und breit!

treff punkt FLOHMARKT

Kleininserat: 5 Zeilen **10 Fr.**
Kontaktinserat: 5 Zeilen **15 Fr.** (inkl. Chiffregebühr) **(Weitere Zeilen 2 Fr. Zeile à 30 Zeichen)**

Talon ausfüllen und einsenden an: Inseratenverwaltung «das konzept», Weinbergstrasse 31, 8006 Zürich. Betrag (min. 10/15 Fr.) auf Postcheckkonto 80-36 651, Inseratenverwaltung «das konzept», 8006 Zürich, einzahlen oder Banknote beilegen. **Ihr Inserat erscheint nach Überweisung des Betrags.** Falls Text länger als gegebenes Feld, pro zusätzliche Zeile à 30 Zeichen 2 Fr. einzahlen. Unter dieser Rubrik werden keine kommerziellen Inserate angenommen.

Name und Adresse:

treff punkt

Vielseitig interessierter Student, 26, gehbehindert, sucht eine warmherzige **ebenfalls behinderte Partnerin zum Aufbau einer schönen Liebesbeziehung.** Bist auch Du an Lebensfragen interessiert, dann möchte ich Dich kennenlernen. Chiffre D 546.

Wohngemeinschaft,

2 Frauen, 2 Männer, 1 Kind (ab August zwei), mietet im Juni ein älteres 9-Zimmer-Haus (zwei kleine Gärten, 3 Stockwerke mit grossräumigen Fluren und Treppenaufgängen) in Pratteln. Der Mietzins beträgt 2000 Franken mtl. Ein langfristiger Mietvertrag mit Vorkaufsrecht ist gesichert. Tramverbindung nach Basel Stadtmitte ca. 20 Minuten

Wir suchen 2 Menschen, gerne mit Kind, die möglichst für längere Zeit mit uns wohnen wollen. Tel. (061) 50 28 22

USA

individuell - long stay

Verkauf von

- **Stationswagen** ca. Fr. 2 000.–
- **VW-Bussen** ca. Fr. 4 500.–
- **Campern** ca. Fr. 11 000.– (auch in Miete)

Garantierter Rückkauf.

Reisebüro Mittelthurgau AG
Unt. Bahnhofstrasse 7
8580 **Amriswil** Tel. 071 67 55 77

REISEBÜRO MITTELTHURGAU

Du: aufgeschlossene, ehrliche, natürliche Frau. Ich: vielseitig interessierter **Hobby-Astrologe** (26) mit Liebe zur Natur und zu allem Lebendigen. Wir: einander kennenlernen und gemeinsames Erleben der Freizeit. Jede Zuschrift unter Chiffre J 551 wird beantwortet.

West-Berliner Studentin sucht **Mann für Zeitehe.** Belohnung. Kennwort: Platon. Chiffre G 549.

Individualistin (29, schlank, sportlich, vielseitig interessiert) sucht **Kontakt mit aufgeschlossenen Frauen** (ca. 25-35j.) für gute Gespräche, Besuch von kulturellen Veranstaltungen. Chiffre A 543.

Ich (m/25) suche **eine intel., freidenkende, sich mitteilende Frau,** die wenig von Moral, Anstand und Normalem, dafür viel von sich und dem Menschsein hält. Bildzuschrift. Chiffre L 553.

EUSKALDUNAK! **An alle Basken!** Wir suchen Basken in ganz CH, um gemeinsam etwas zu organisieren. Sich melden bei Manuel, (01) 362 77 15, Zimmer-Nr. 101.

Raum Winterthur–Zürich: Einsamer, aber nicht unglücklicher Individualist (20/174), sucht natürliches, zärtliches Du, **zum Liebhaben und voneinander Lernen.** Magst Du: Tiere, die Natur, Psychologie, Diskussionen, Sport, Musik- (Rock, Folk, Blues) Konzerte? Ich beantworte alle Zuschriften mit Bild. Chiffre C 545.

Boy (22) **sucht Mädchen/Frau,** die einsam ist und mit ihren Problemen nicht mehr zu Rande kommt. **Ich möchte Dir helfen und Dich glücklich machen.** Chiffre B 544.

Vielseitig interessierte Verwaltungsbeamtin (27/165) möchte intelligenten Partner zum **Aufbau einer engagierten Beziehung** kennenlernen. Chiffre K 552.

Stadt Zürich: Unkonventioneller Mann (25/178 sucht **liebe Freundin für gemeinsame Freizeitaktivitäten** (Theater, Kino etc.) Ich freue mich auf Deinen Brief. Chiffre H 550.

Besch Du e Landwert zw. 25 ond 30? **Suechsch Du e Frou, om e Familie z'gründe?** Ech? 24, Familiehälfere. Schriib mer doch, um mehr über mech z erfahre. Chiffre F 548.

Mein Wunsch: attraktiven Mann, Akademiker, ung. 37–43j., kennenzulernen **für sorgfältige Partnerschaft** mit lebendigem Gedanken- und Gefühlsaustausch. Ich: Frau, 161 cm, mit Hochschulbildung. Bidlzuschrift an Chiffre M 554.

Ich, 22jähriger Lebenskünstler, suche unkomplizierte Frau zum Lieben. In unserer Beziehung sollen **Zärtlichkeit und Gedanken** immer wieder neu leben. Chiffre N 555.

REIS MIT!

Wie mach' ich's?

Text sauber mit Schreibmaschine (grosser Abstand, kurze Zeilen) schreiben, maximal 35 Worte. Längere Inserate werden gekürzt. Name, Adresse nicht vergessen! Inserat, mit 40 Rp. frankiert, einsenden an **«das konzept», Reis mit, Weinbergstrasse 31, 8006 Zürich, Einsendeschluss wie Inseratenschluss (vgl. Impressum).**

Wir (beide 23; m.) suchen 2 Begleiter(innen) für 3wöchige **Badeferien in Sardinien** (23. August–13. September). Reisekostenbeteiligung. Unterkunft steht uns zur Verfügung. Tel. (031) 55 33 68.

Wer möchte mit einem 19jährigen Stift Paris besichtigen? Reisezeit: 1.–14. Juni. **Für ca. 10 Tage würden wir Paris durchstöbern.** Wer Interesse hat, schreibt an: Christian Zollinger, Hauptstr. 88, Café «Jud», 9400 Rorschach.

Vive la France! Wer reist mit mir in die **Camargue und Côte d'Azur?** Gute Laune, viel Humor: vom 3.8.–16.8. Du findest mich unter Tel. (083) 5 32 40: Brigitte Nutt, Gemeindehaus, 7260 Davos Dorf.

Sardinien. Welches Mädchen oder welcher Junge möchte mit mir Badeferien oder **«Ferien auf eigene Faust» auf Sardinien** verbringen? Meine Ferien: 26.6.–3.8.1980. Erwarte auch gerne Deine Vorschläge! Markus Rolli, Brunnadernstr. 12, 3006 Bern, Tel. (031) 44 74 63.

Gesucht: **Reisegefährtin nach Korsika,** vom ca. 18. Juli bis ca. 3. August, mit Zelt auf Tramper-Art, Alter um die 20. Bin Student, 20 Jahre alt. Zuschriften mit Foto an: Martin Heiz, Wiesenstr. 8, 8630 Rüti ZH.

Finnlandreise für Abenteurer. Vom 6.7.–20.7.1980 (evtl. 13.7.–23.7.). Wer unternimmt die gleiche Reise? Bei wem kann ich mich anschliessen? Ruth Schmid, Gloriastr. 18, 8028 Zürich, Tel. (01) 256 61 11.

Wer hätte Lust, mitzukommen für eine ca. **6monatige Südamerika-Reise** nächstes Jahr? Wenn ja, wäre es gut, dieses Jahr etwas zu planen, damit wir uns kennenlernen (bin 23, spreche F., D., E. und lerne Spanisch). Heidi Krebs, La Tuilière, 1099 Mollie-Margot VD.

Liebst du den Süden, das Meer, die Natur und die Freiheit? **Diskutierst und philosophierst du gerne?** Mir, einem 22jährigen Mädchen, fehlt ein **unternehmungslustiger Partner für die Sommerferien.** Ruf doch mal an! Tel. 073/31 34 23.

Gesucht: **Nettes Mädchen für gemeinsame Ferien.** Bin 23jährig, Bauzeichner/Bauführer, 1,85 m, schlank. Ferienort: Sardinien, Griechenland oder anderes südliches Land. Hobbies: Tennis, Windsurfen, Segeln. Datum: 7. Sept.–21. Sept. 1980 oder anderes Datum. Hast du ähnliche Pläne? Schreib oder telefoniere mir. Roland Peterhans, Ahornstrasse 4, 5442 Fislisbach. Tel.: P. (056) 83 13 76 (ab 18.30), G. (056) 22 86 44.

Rechtsservice

Haben Sie Probleme mit den komplizierten Verfahren unserer Justiz und möchten Sie einen fortschrittlichen Anwalt ins Vertrauen und zu Rate ziehen, dann wenden Sie sich ans «konzept». Wir geben Ihnen auf Anfrage Adressen von Juristen aus den Regionen Basel, Bern, Genf, Lugano und Zürich bekannt. Wir können Ihnen nicht Ihr Recht garantieren, aber mit einer ernsthaften Behandlung Ihrer Anliegen durch die Anwälte dürfen Sie rechnen.

Telefonieren Sie:
das konzept
(01) 47 75 30

«In fremde Länder soll die Reise gehn, allein jedoch ist's halb so schön!» – Welche allgemeingebildete, aufgeschlossene, lustige und natürliche Sie denkt ebenso – nicht nur für diesen SSR-Bildungsurlaub? Bin Student (25/181). Norbert Naumann, 36, Bois-de-Vaux, 1007 Lausanne.

Hegst Du auch Lateinamerikapläne? Ich starte im August nach Mexiko usw. Wenn Du Lust hast, rufe mich an. (091) 46 33 39, Hermann Scherrer verlangen.

(Danke für die 10 Fr., lieber Hermann)

Ich (23) suche Reisepartner(in) für **Inter-Rail-Reise nach Nord-Skandinavien** vom 18. Juni bis 10. August. Melde dich, wenn du Lust hast, bei mir. Martin Brunner, Langmattgasse 6, 6460 Altdorf.

FLOHMARKT Kleininserate

In Basel zu vermieten: **Atelier/Werkstatt** per sofort, 40 m², ca. 265.—Fr., ab Oktober, 30m², ca. 250.— Fr. Telefon: (061) 22 22 56 oder 22 41 41

Flohmarkt abzugeben bis Mitte Juni! Näheres unter Chiffre E 547.

Composer-Satz für DISSERTATIONEN, Broschüren, Zeitschriften etc. (wir besorgen auch Gestaltung und Druck) TELEPHONE 361 92 89

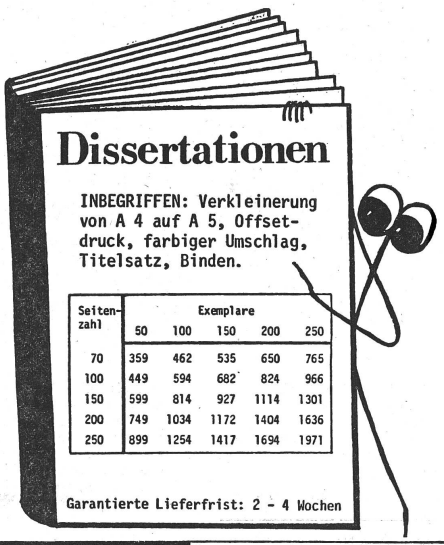
Wir sind eine kleine Buchhandlung mit kritischer und alternativer Literatur in Bern.

Auf Herbst 1980
suchen wir eine **engagierte** und **aktive Mitarbeiterin** (Buchhändlerin), die an eigenständiges Arbeiten gewöhnt ist. Sie sollte einige Jahre im Buchhandel tätig gewesen sein und dementsprechend Erfahrung mitbringen. 37–40-Stunden-Woche.

SURFER

Typ DART 360, ABS Ravikral, 360×65cm, total 27,5 kg, Baum eloxiertes Leichtmetall, Mast Epoxy-Fiber, Direktimport, sehr günstig.
(01) 53 69 22, Moret, Felsenstrasse 16, 8008 Zürich

Keine Angst vor tiefen Preisen!



Dissertationen

INBEGRIFFEN: Verkleinerung von A 4 auf A 5, Offsetdruck, farbiger Umschlag, Titelsatz, Binden.

Seitenzahl	Exemplare				
	50	100	150	200	250
70	359	462	535	650	765
100	449	594	682	824	966
150	599	814	927	1114	1301
200	749	1034	1172	1404	1636
250	899	1254	1417	1694	1971

Garantierte Lieferfrist: 2 – 4 Wochen

ADAG ADMINISTRATION & DRUCK AG **COPY-CENTER**

Sonneggstrasse 25 – 8006 Zürich – Telefon 01/47 35 54

Biologischer Landbau fordert unsere Landwirtschaft heraus

Der lange Marsch der Ökobauern

Von Michael Kaufmann

Obschon seit über 50 Jahren von seinen Befürwortern mit Eifer praktiziert und propagiert, ist der biologische Landbau ein Stiefkind unserer Landwirtschaft. Keine der in der Schweiz vertretenen Richtungen des Biolandbaus hat sich über all diese Jahre in der Praxis durchsetzen können. Die «Biologischen» gelten in bäuerlichen Kreisen noch immer als weltfremde Spinner. Angesichts der heutigen Umweltbelastung verdient das Anliegen der Ökobauern aber eine seriöse Auseinandersetzung.

Dank langjähriger Züchtungsarbeit, Entwicklung einer motorisierten Landtechnik, Düngereinsatz und dank einem breitgefächerten Angebot von Pflanzenschutzmitteln und Unkrautvertilgern sind bei der schweizerischen Landwirtschaft in den vergangenen Nachkriegsjahrzehnten enorme Ertragssteigerungen zu verzeichnen gewesen. So haben sich die Hektarerträge beim Weizen und bei den Kartoffeln seit den dreissiger Jahren verdoppelt, beim Mais konnten die Erträge sogar beinahe um das Dreifache gesteigert werden. Auch die Milchleistungen sind in den letzten beiden Jahrzehnten um 20 Prozent gestiegen, und die Hühner legen heute 60–65 Prozent mehr Eier. Alles in allem ein beachtlicher quantitativer Erfolg, auf den die Agronomen und Landwirtschaftstechniker in der Schweiz – das ist nicht zu übersehen – auch stolz sind.

Doch der wirtschaftliche Entwicklungsboom in der Landwirtschaft hat die Produktionsbedingungen grundlegend verändert: Die Aufwendungen für Agrochemie, Energie, Dünger- und Futtermittel haben sich vervielfacht. So ist beispielsweise der Stickstoffdüngerverbrauch seit Kriegsende um das 30fache gestiegen. Auch die Kosten bei den übrigen Produktionsmitteln sind enorm gestiegen, vom gewaltig angewachsenen Energiebedarf ganz zu schweigen (vgl. Tabelle).

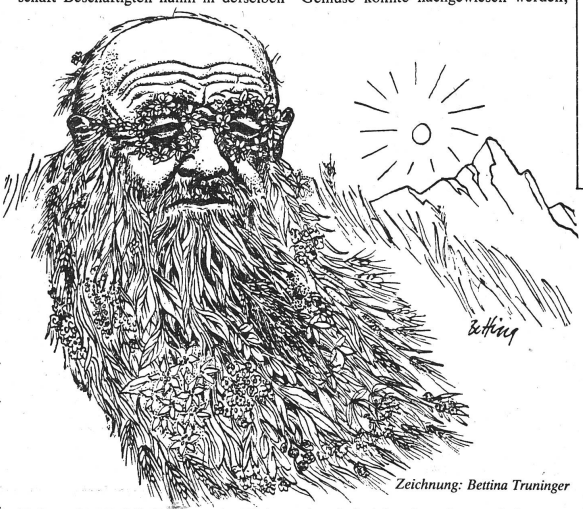
Ausgaben für Produktionsmittel:

	Mio. Franken		in % des Rohertr.	
	1955	*1977*	*1955*	*1977*
Dünger	70	177	2,6	2,8
Treibstoffe	24	113	0,9	1,8
Futtermittel	280	944	10,8	15,0
Pestizide	17	81,4	0,7	1,4

Um eine Kalorie Nahrungsmittel herzustellen, bedarf es heute bei intensiver Bewirtschaftung einen Produktionsaufwand von 5 bis 20 Kalorien! Viele Tier- und Pflanzenarten sind bereits so überzüchtet, dass sie ohne kostspielige Behandlungen gar nicht lebensfähig wären.

Landwirtschaftliches Krisenmanagement

Auch die längerfristigen Folgen der Landwirtschaftsmodernisierung sind bekannt: Raubbau an Boden und Ressourcen, Störung des Gleichgewichts im agrarischen Ökosystem, Umweltbelastung durch Dünger und Agrochemikalien sowie die Produktion einseitiger und ungesunder Nahrungsmittel (vgl. «Gift in der Landwirtschaft», «das konzept» Nr. 2/80). Landwirtschaftsgebiete, die eine intensive Bewirtschaftung nicht zulassen, werden brachgelegt. In der Schweiz, vor allem in den Berggebieten, sind so über 80 000 Hektaren Agrarfläche der landwirtschaftlichen Nutzung entzogen worden. In den Gebieten mit intensiver Produktion wird anderseits ohne Rücksicht auf ökologische Gegebenheiten im Übermass produziert. Die sozialen und menschlichen Probleme hinter diesem «Prozess der Anpassung an veränderte wirtschaftliche Bedingungen», wie es nach kapitalistischer Sprachregelung so schön heisst, sind kaum absehbar: Seit 1939 ist die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe um fast die Hälfte zurückgegangen, und die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten nahm in derselben Zeitspanne um 61 Prozent ab. Kleine oder in Grenzlagen gelegene Betriebe können mit der durchrationalisierten, industriellen Produktion der mitteländischen Grossbetriebe nicht Schritt halten. Die Einkommenslage fällt unter das Existenzminimum, und die Überschuldung dieser Betriebe zwingt die Bauern zum Landverkauf. Boden und Kapital konzentrieren sich in den Händen von immer weniger Besitzern.



Zeichnung: Bettina Truninger

Biolandbau – wichtige Orientierungshilfe

Angesichts der tiefgreifenden ökonomischen und ökologischen Widersprüche, die sich auch durch eine forcierte Weiterentwicklung der Landwirtschaftstechnologie nicht aufheben lassen, ist eine grundlegende Neuorientierung der landwirtschaftlichen Produktionsweise notwendig. Hier kann der *biologische Landbau* eine wichtige Orientierungshilfe sein. Er umfasst verschiedene Richtungen (vgl. Kasten), deren wichtigste Zielsetzung in der ökologisch sinnvollen Anwendung landwirtschaftlicher Erkenntnisse und Techniken besteht. Zu den bekanntesten Praktiken des biologischen Landbaus gehören die *Gründüngung* (Einbringen eines grünen Pflanzenbestandes in den Boden zur Anreicherung von organischen Stoffen und von Stickstoff), *Leguminosen-Untersaaten* (diese Pflanzen können mit Hilfe sogenannter Wurzelknöllchenbakterien zusätzlich Luftstickstoff fixieren), *mechanische Unkrautbekämpfung* im Feldbau (jäten) und die *biologische Schädlingsbekämpfung*. Neuerdings werden auch biologische und konventionelle Landwirtschaftsmethoden kombiniert wie zum Beispiel beim *integrierten Pflanzenschutz*, bei dem aufgrund ökologischer Erkenntnisse Eingriffe *gezielt* und nur im äussersten Notfall mit chemischen Hilfsmitteln durchgeführt werden.

Nach vielen Versuchen mit Obst und Gemüse konnte nachgewiesen werden, dass beispielsweise mit organischer statt mineralischer Düngung höhere Gehalte an ernährungsphysiologisch wichtigen Stoffen wie *Vitamin C*, Mineralstoffen und *essentiellen Aminosäuren* (unentbehrliche, das heisst lebensnotwendige Aminosäuren, die regelmässig mit der Nahrung aufgenommen werden müssen) bei den Kulturen zu finden sind.

Der biologische Landbau erlaubt wesentliche Einsparungen bei den zugeführten Produktionsmitteln (Dünger, Agrochemikalien usw.) und kann, trotz geringeren Erträgen, mit dem konventionellen Landbau auch *ökonomisch* konkurrieren, ganz zu schweigen von den qualitativen Vorteilen chemiefreier, gesunder Nahrungsmittel. So gesehen bedeutet die biologische Fleissarbeit der Ökobauern eine echte Herausforderung: Jährlich stellen etwa 20 Betriebe auf biologischen Landbau um. Heute existieren etwa 760 solche Betriebe in der Schweiz. Viele konventionelle Landwirtschaftsbetriebe haben auch einzelne Methoden des ökologischen Landbaus übernommen.

Biolandbauforschung noch wenig entwickelt

Die geschilderten Methoden des biologischen Landbaus müssen weiterentwickelt werden; es bedarf jedoch mehr als nur des Denkanstosses, um wirklich ökologisch vertretbare Lösungen zu finden. Denn solange nur auf der technischen Ebene Verbesserungen erfolgen und nicht auch die ganze Einstellung zur Produktion in Frage gestellt ist, wird sich grundsätzlich nicht viel ändern. Deshalb ist mindestens die Zusammenarbeit zwischen den konventionellen Forschungsanstalten und den biologischen Landwirtschaftsbetrieben anzustreben.

Grundlage für eine solche Zusammenarbeit bietet zum Beispiel das sogenannte D-O-K-Forschungsprojekt des Nationalfonds. Im Rahmen dieses Forschungsvorhabens, bei dem u. a. die eidgenössische Forschungsanstalt in Liebefeld BE und das Institut für biologischen Landbau in Oberwil BL beteiligt sind, sollen die biologisch-dynamischen (D), die organisch-biologischen (O) und die konventionellen (K) Anbaumethoden einander gegenübergestellt werden. Sogar an der technokratisch geführten Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich konnte dank dem engagierten Einsatz der Studenten und der kritischen Wissenschaftler eine schmale Gasse für die Erforschung ökologischer Anbaumethoden freigekämpft werden. An verschiedenen Instituten wird über biologischen Landbau gearbeitet, und zwar sowohl auf dem Gebiet der Landtechnik und des Pflanzenschutzes als auch im Bereich der Betriebswirtschaft. So befassen sich im Moment Doktoranden der Agrarsoziologie, der Entomologie und des Pflanzenbaus mit Biolandbau.

So erfreulich dies ist, es kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Entwicklung langsam vor sich geht. Überall, in Forschung und Praxis, sind «Bremser» am Werk, die dank massiver Unterstützung durch das Agrobusiness immer wieder erfolgreich sind.

Der bäuerliche Widerstand regt sich

Mit dem Strukturwandel in der schweizerischen Landwirtschaft ergeben sich für Kleinbauern und Bauern in Grenzlagen ökonomische und existentielle Probleme, welche gelöst werden müssen, bevor ein Übergang zum biologischen Landbau vollzogen werden kann. Gerade für die Bauern, für die eine ökologische Landwirtschaft vor allem in Frage kommt, würde unter den heutigen Bedingungen der Übergang zu biologischer Wirtschaftsweise ein enormes Risiko darstellen. Industrielle Produktion und Futtermittelimport haben zu einer Überproduktion in praktisch allen Sektoren der schweizerischen Landwirtschaft geführt. Preiseinbrüche und die vom Bund verordneten einschränkenden Produktionsvorschriften haben den Unmut der Kleinbauern auf sich gezogen. Es haben sich eine grosse Zahl regionale Aktionskomitees gebildet, die den Kampf gegen den behördlichen Dirigismus aufgenommen haben: Sie haben sich zum Ziel gesetzt, die bäuerlichen Organisationen zu reaktivieren und nach gewerkschaftlichem Vorbild zu organisieren. Sie wollen ein neues *Bodenrecht*, gerechte Lösungen im Milch- und Fleischsektor und eine *restriktive Handhabung der Agrarimporte*. Solidarität unter Bauern, aber auch mit den ebenso abhängigen Konsumenten, werden bei den Komitees grossgeschrieben. Noch in diesem Frühjahr wollen die Komiteeleute einen Marsch nach Bern inszenieren und die Öffentlichkeit über ihre Anliegen informieren.

Im Kanton Waadt findet zurzeit ein Prozess zwischen der Migros und der UPS (Union des producteurs suisses) statt. UPS-Leute haben vor 2 Jahren Gülletransporte einer Migros-Schweinefabrik beschlagnahmt («das konzept» wird darüber berichten). ●

Was wollen die Biologischen?

Den verschiedenen Richtungen des biologischen Landbaus ist folgendes gemeinsam: gesamtheitliche Betrachtungsweise, die eine zyklische Produktionsmethode im Einklang mit natürlichen Regulationsprozessen erfordert; Berücksichtigung der biologischen Vorgänge im Boden, Kompostdüngung, Einsatz natürlicher mineralischer Dünger, Gründüngung (das heisst Einpflügen speziell angesäter Pflanzenbestände, oft in der Zwischensaison), Ein- und Untersaaten vor allem in Getreide und Mais, mechanische Unkrautbekämpfung, vielseitige Fruchtfolge, Bekämpfung von Ursachen und nicht von Folgen der Pflanzenkrankheiten, das heisst möglichst kein Pestizideinsatz, tiergerechte Haustierhaltung, Gülleaufbereitung.

Organisch-biologische Richtung:

Begründet wurde diese Richtung durch den ehemaligen Jungbauernführer und Nationalrat *Dr. H. Müller*. Sie geht von den wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Neubildung und fortgesetzte Bildung fruchtbarer Erde und den Untersuchungen des Bodenmikrobiologen *H. P. Rusch* aus. Flächenkompostierung von Mist, allgemein mechanische Bodenbearbeitung, dauernde Bodenbedeckung und Bodenuntersuchung, Einsatz von Urgesteinmehl und Humusfermenten. Zwischen 500 und 700 Betriebe, u. a. auch die *Landwirtschaftliche Schule Ebenrain* in Sissach, in der ganzen Schweiz arbeiten nach dieser Methode. Diverse eigene Vermarktungsgenossenschaften.

Biologisch-dynamische Richtung:

Beruft sich auf die von *Rudolf Steiner* entwickelte anthroposophische Geisteswissenschaft. Kreisläufe der Natur sollen erkannt werden und im Rahmen des Kosmischen und Ätherischen betrachtet werden. Daraus ergibt sich eine Landwirtschaft, die nebst allgemeinen biologischen Kulturmassnahmen (Kompostierung, ausgewogene Fruchtfolge, Gründüngung) Einflüsse von Planeten und Sternen berücksichtigt. Beim Kompostieren und im Pflanzenschutz werden kleinste Mengen von Pflanzensäften und biologischen Präparaten eingesetzt.

Ca. 100 Voll- und Nebenerwerbsbetriebe in der ganzen Schweiz.

Landbau nach Lemaire-Boucher:

Diese Methode, welche auf über 300 000 ha in Frankreich praktiziert wird, hat in der Schweiz nur geringe Bedeutung. Grundlagen sind Erkenntnisse über den Einfluss von Spurenelementen, von Meerwasser und Algen. Einsatz von Meeresalgen bei der Düngung und Kompostierung und von Pflanzenextrakten im Pflanzenschutz.

60–80 Betriebe in der Westschweiz.

Forschung und Beratung aller drei Richtungen werden von Institut für biologischen Landbau in Oberwil BL betrieben.

Der Biolandbau muss aus der politischen Unschuld heraustreten!

Lange Jahre bewegten sich die biologischen Landbauern abseits des öffentlichen Lebens. Eine eigene Welt aufbauend, haben sie, von den Zeitgenossen bekämpft und individuelles Glück suchend, durchgehalten. Dies trifft vor allem für die Steinersche Linie zu, welche sich auch heute in vornehmer Geduld über das Unverständnis der «weltlichen» Welt auf Distanz hält.

Dennoch gibt es eine politische Vorgeschichte der Biolandbaubewegung. Sie geht auf die organisch-biologische Richtung von Dr. Müller zurück. Müller war der Vorkämpfer und Begründer der Bauern-Heimatbewegung, welche in den dreissiger Jahren gegen die offizielle Bauernpolitik opponierte und in der Kriseninitiative (1934/35) gar mit den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie zusammenzog. Der kämpferische Müller wurde damals von seiner Partei, der BGB, ausgeschlossen und gründete die Jungbauernbewegung. Nach dem Krieg zog er sich allerdings resigniert aus der Politik zurück. Mit dem Eingeständnis «durch Politik kann man dem Bauern nicht helfen» wandte er sich dem Biolandbau zu. Die Biobauern gelten heute politisch als konservativ oder gar rechtsstehend. Denn nach der Meinung vieler ihrer Vertreter schliessen sich biologischer Landbau und Politik aus.

In unserer Zeit, in einer veränderten Situation, wo die ökologische Frage im Vordergrund steht, wo das agrarpolitische Chaos zu einem offenen Interessenkonflikt zwischen Agroindustrie und Ökologiebewegung geführt hat, kann Biolandbau nicht mehr unpolitisch sein. Die neuen Kräfte aus der Ökologiebewegung sind es, die die Bewegung für den Biolandbau vorwärtstreiben und jenen politischen Druck ausüben können, die den oft recht isolierten Biobauern fehlen.

Es existiert eine beachtliche Reihe von Organisationen und Gruppierungen, die den biologischen Landbau ideell und materiell unterstützen. Die Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz (SGU) wirbt in der Öffentlichkeit mit erstaunlich fortschrittlichen Thesen für eine neue, ökologische Landwirtschaft. Da ist der WWF, der beträchtliche Summen für die Forschung im biologischen Landbau lokkermacht. Da ist die Konsumenten-Arbeitsgruppe (KAG), die sich für eine tiergerechte Fleisch- und Eierproduktion einsetzt und bereit ist, die höheren Produktionskosten zu decken.

Da sind noch alle möglichen Umwelt- und Tierschutzgruppen und AKW-Gegner, die den biologischen Landbau zumindest symbolisch unterstützen.

Der Schweizer Konsument beginnt, auf diese Problematik zu reagieren, und der Druck der öffentlichen Meinung auf Forscher und Agrarpolitiker wächst. Damit aber ist die Auseinandersetzung mit den handfesten Interessen der Agrarwirtschaft noch nicht geführt, geschweige denn gewonnen.

das konzept Buchkritik

Keine Rosen für Bauern

Werner Wüthrich: «Vom Land, Berichte», Unionsverlag 1979 216 S., 7.70 Fr.

Wüthrich, selbst Bauernsohn, hat mit Bauern verschiedenster Herkunft Gespräche geführt und hat sie für das Buch sprachlich und inhaltlich nachempfunden. Das Resultat: eine packende Selbstdarstellung verschiedener Bauern, zusammengefasst in einem Bild, das weniger Bauernromantik als vielmehr grosse Widersprüche um das moderne Bauerndasein widerspiegelt:

Unsere Zeit scheint für Landwirtschaft nicht mehr viel übrig zu haben, dies wird in den Berichten vom Land deutlich. Gross- und Kleinbauern, Pächter und Grundbesitzer, Noch-Bauern und Nicht-mehr-Bauern, all diejenigen, die im Buch zur Sprache kommen, entwerfen das Bild vom scheinbar unaufhaltsamen Untergang unserer Landwirtschaft. Trotz der Verschiedenartigkeit, mit der die Bauern ihre persönliche Lage sehen, sehen alle eines klar: Der moderne Bauer lebt in der Umklammerung von Abhängigkeiten, die ihm keine grossen Chancen lassen. Zinsfressende Banken, profitgierige Verpächter, marktbestimmende Grossverteiler und nicht zuletzt der Staat garantieren dafür, dass der Bauer nach wie vor der Betrogene ist. Die «Gesundschrumpfung» der Landwirtschaft geht also weiter. Da können (oder wollen?) auch die offiziellen Bauernorganisationen nichts dagegen tun.

Die Bauern stellen sich die Frage, was in dieser Situation noch zu tun sei. Aufgeben? Einem jener Spekulanten verkaufen, was noch übrigbleibt? Zusehen, wie es «zuletzt einfach keine Landwirte mehr gibt? Dann wird das ganze Land überbaut und zugeteert sein – und fertig.» Probieren könnte man es mit der Fabrik. «Den Schnyder Aschi haben sie bei den Bahnpaletten genommen, am Fliessband. Der lacht doch über einen jeden, der sich noch abplagt. Bei dem ging's plötzlich auch. Aber für einen jeden ist das nicht.» Denn was soll ein Bauer anderes tun als bauern?

Auch wenn noch lange nicht alle Bauern, geschweige denn die offizielle Bauernpolitik, hinter der unabhängigen Denkweise der Buch-Macher stehen, ist das Buch gerade auch für den Städter eine Herausforderung. Er wird mit diesem Buch dank der sprachlich hervorragend erfassten bäuerlichen Mentalität und den zum Neuen provozierenden Inhalten nicht nur den Bauern neu verstehen lernen, sondern vor allem auch seine eigene Position reflektieren und überdenken müssen.

Und dies kann wahrlich nur guttun.

Michael Kaufmann

Spots

«Das Vieh der Reichen frisst das Getreide der Armen!» titelte «das konzept» 10/77 und legte dar, warum ein 100-g-Plätzli rund ein Pfund Getreide verschlingt, das hungernde Menschen dringend nötig hätten. Bis zur Benzinkrise frass wenigstens nur das Fleischvieh der Reichen das Brot der Armen. Jetzt tut es auch noch das Blechvieh. In Australien, Argentinien, Brasilien und andern sogenannten Getreidegürteln haben die Erdölmultis ihre Chemiker damit beauftragt, aus Mais und Weizen Benzin zu gewinnen. Lieber tot als Schrot.

*

In den Inseraten derselben Erdölmultis blitzt handkehrum die bare Menschlichkeit auf, farbenprächtiger denn je: «Erdöl kann man essen!» offenbaren sie, ihre Chemiker könnten aus Petroleum ohne weiteres wieder Brot machen. Wohlan denn. Recycling ist nicht nur umweltfreundlich, es schafft auch noch wertvolle Arbeitsplätze in der Schweiz und eine Handvoll entwicklungsfördernde Billig-Jobs in der dritten Welt.

Für unsere Abteilung

Sonnenenergie

suchen wir eine(n)

Techniker(in) oder Zeichner(in)

für die Planung und Ausführung von Sonnenenergie- und Wärmepumpenanlagen.

Wir erwarten von Ihnen:
- Ausbildung und praktische Erfahrungen auf dem Gebiet Heizung/Sanitär oder Bautechnik (Hochbau)
- Interesse an Alternativenergien und Energiespartechnik
- Kontaktfreudigkeit und Bereitschaft zur Teamarbeit

Wir bieten Ihnen nebst einer interessanten Arbeit die 43-Stundenwoche, fortschrittliche Sozialleistungen, Möglichkeit zur beruflichen Weiterbildung und selbstverständlich eine zeitgemässe Entlöhnung.

Wenn Sie sich für diese Stelle interessieren, senden Sie Ihre Bewerbung mit Lebenslauf bitte an Herrn H. R. Barth.

Schweizer=Meister im Metallbau
Ernst Schweizer AG Metallbau Zürich
Werk: Hedingen ☎ 01 761 60 22

Ernst Schweizer AG Metallbau | Zürich | Sessa-Norm

8047 Zürich, Fellenbergstr. 279, Tel.: 01 526910
Werk: 8908 Hedingen, Tel.: 01 761 60 22

Der verkaufte Leser

Fortsetzung von Seite 6

Kampfblatt» schickte er die Bogen an die Redaktion zurück, welche die Zensur akzeptieren musste. Anstelle der Gewerkschaftszitate erschien dann ein «Bilanz»-Eigeninserat.

● Gestützt auf die Begründung, das Gesamtinteresse des Unternehmens sei tangiert, wollte die Redaktion des *«Tages-Anzeiger-Magazins»* («TAM») in einem Manuskript über die verschiedenen Automobil- und Verkehrsverbände so viel streichen lassen, dass der Autor seinen zahnlosen Artikel zurückzog. Zuvor hatte ein anderer Artikel im «TAM» für Aufregung gesorgt: Kurz nachdem die Migros eine Serie Farbinserate bestellt hatte, erschien Anfang Februar ein Artikel über das Migros-Hochhaus am Limmatplatz. Schon am Freitag gelangte die Migros in den Besitz des Magazins und beklagte sich erbost über die Tendenz des Artikels; praktisch gleichzeitig entschuldigte sich die «TA»-Inseratеabteilung vorsorglich bei der Migros. Obschon die Migros offenbar nie mit Inseratenentzug gedroht hatte, distanzierte sich nachträglich auch die «TA»-Geschäftsleitung von dem «TA»-Beitrag: Er hätte nie in dieser Form erscheinen dürfen, wenn sie ordnungsgemäss informiert worden wäre.

Presse unter Inserentendruck

Am 29. Mai erscheint im Basler *Lenos-Verlag* das zweite Buch der Reihe Medienprint, die Lenos und die Schweizerische Journalisten-Union (SJU) gemeinsam herausgeben. *Ueli Haldimann* liefert auf mehr als 160 Seiten Materialien für die notwendige Diskussion über die Struktur der gedruckten Presse. An zahlreichen Beispielen dokumentiert er, wie Inserenten und Druckereikunden Druck ausüben, wie sich die Abhängigkeit von Inseraten auf die Pressestruktur auswirkt. Dazu Fakten zur Schweizer Werbeszene, Ertragszahlen wichtiger Zeitungen und ein aufschlussreicher Vergleich mit dem Ausland. Mit einem Nachwort von *Max Jäggi.*

Der verkaufte Leser – Presse unter Inserentendruck. Medienprint. Lenos-Verlag, 1980.

Zwei Märkte – ein Portemonnaie

Im Normalfall macht die strukturelle Abhängigkeit offene Druckversuche überflüssig. Denn der idealistische Verleger, der politische Aufklärung betreiben will, hat im Verlauf der wirtschaftlichen Konzentrationsprozesse dem knallharten Manager Platz gemacht. Und der will nicht Ideen, sondern Inserate verkaufen. Für die Verlagsstrategen eines Pressekonzerns sind die Leser nur insofern interessant, als sie die lukrativen Inserategeschäfte überhaupt erst ermöglichen. Denn der Anzeigenkunde einer Zeitung will ja nicht so sehr die platte Anzeigenfläche kaufen, als vielmehr die Kaufkraft und Beeinflussbarkeit der Leser(innen) ebendieses Blattes.

Im Zeitschriftensektor ist dies noch ausgeprägter der Fall als bei Zeitungen. Themenjournale beispielsweise rufen in ihrem redaktionellen Teil permanent zum Konsum auf, und oft gelingt erst hier die Umsetzung von Bedürfnissen der Leser in verwertbare Warenkategorien.

Es ist heilsam desillusionierend, gelegentlich die Fachzeitschriften der Werbebranche zu studieren, in denen sich die Verleger den Inserenten anpreisen. Der Jean-Frey-Verlag zum Beispiel argumentiert hier nicht etwa mit der «Glaubwürdigkeit» seiner Erzeugnisse «Annabelle» oder «Weltwoche». Er spricht lediglich von ihrer «Akzeptanz»: Der Leser frisst das Lesefutter, das man ihm vorsetzt, und merkt nicht, was mit ihm passiert. Wörtlich in einem Brief, der zusammen mit der «Annabelle»-Leserschaftsanalyse verschickt wird:

«Das redaktionelle Konzept, der Beitrag des Werbeträgers zur Kommunikation Ihrer Werbebotschaft, wird von den Leserinnen voll akzeptiert. Dies ist die Basis, die Sie für den Erfolg Ihrer werblichen Aktivitäten benötigen.» ●

neu

288 S./20.–

216 S./16.–

142 S./10.–

LIMMAT VERLAG

das konzept

hat eine Liste zusammengestellt von Ärzten, welche die Abgabe der Pille und anderer Verhütungsmittel liberal und unkompliziert handhaben.

Ausserdem ist ein Merkblatt erhältlich für den Fall, dass ein Schwangerschaftsabbruch in Betracht gezogen werden muss. Sie finden darauf Informationen über Kliniken und Ärzte im In- und Ausland. Erfahrungen, die mit diesen Adressen gemacht werden, finden etwa halbjährlich ihren Niederschlag in einer Neuauflage dieses Merkblatts.

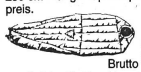
Diese Unterlagen können Sie gratis beziehen. Richten Sie Ihre Bestellung an die Redaktion, und legen Sie ein adressiertes und frankiertes Antwortcouvert bei.

Sofort zugreifen:

MOJON'S ARMY-SHOP

U.S.Army-Schlafsack

Fabrikneu, wasserdicht, sehr dick gefüttert, waschbar. **Nie mehr kalt haben,** ideal für Übernachtungen im Freien. 3,5 kg schwer, 230 cm lang. Spitzenprodukt zu Schlagerpreis.



Brutto **89 Fr.**

zuzüglich 6 Fr. Versandspesen. Passende Traghülle dazu (fakultativ): 10 Fr. Sofortversand mit Einzahlungsschein. Rückgaberecht.

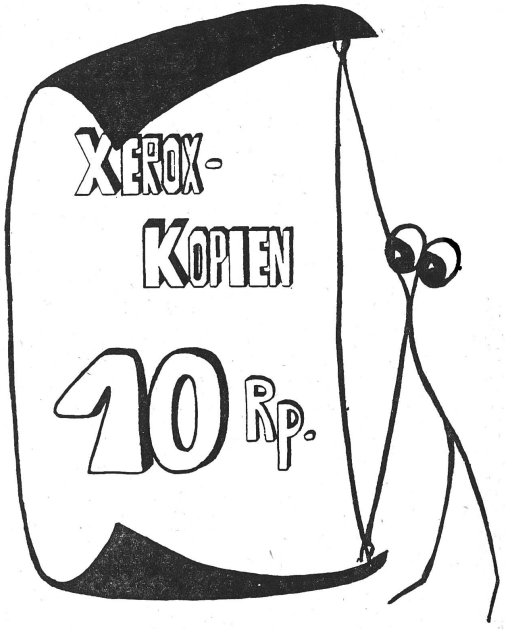
Studentenrabatt (mit Legi oder Photokopie davon): **10%**

Bestellen oder Prospekt anfordern.

NICOLAS MOJON & CO. AG
Bethlehemstr. 114, 3018 Bern
Tel. ✆ (031) 55 33 66

Weiterhin führen wir u. a. folgende Artikel: über 30 Schlafsackmodelle, 40 verschiedene Jacken- und Lumbertypen, Army-Hemden, Seesäcke, Winterfäustlinge, Lederstiefel und viele andere praktische Armee-Gebrauchsgegenstände.

Keine Angst vor tiefen Preisen!



ADAG ADMINISTRATION & DRUCK AG | COPY-CENTER

Sonneggstrasse 25 – 8006 Zürich – Telefon 01/47 35 54

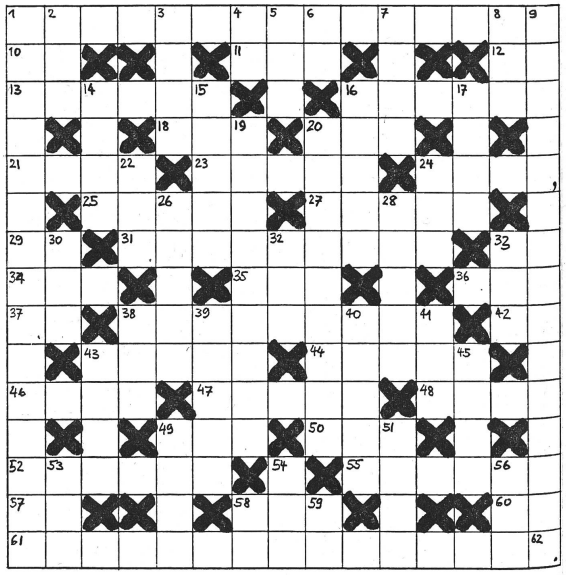
Kreuzworträtsel Nr. 9

Ein Rätsel für Genies(ser)

1 waagrecht via 9 senkrecht nach 62 ergibt den ersten Teil der gesuchten Lösung, 1 senkrecht via 61 waagrecht nach 62 den zweiten. Beide Sätze auf eine Postkarte und diese senden an *«das konzept», Kreuzworträtsel, Weinbergstr. 31, 8006 Zürich.* Aus den richtigen Lösungen, welche *vor dem 1. Juni* bei uns eintreffen, werden *5 Gewinner* eines Abo bis Ende Jahr ausgelost.

Waagrecht (i=j=y)
1 Geradeaus, bei 9 um die Ecke, bei 62 Punkt. Ergibt den ersten Teil der Lösung (7 Wörter)
10 Da kommt der Italiener nicht mehr weiter
11 Schnulzenreim aus dem Boden?
12 So kurz kostet es auch nach Übersee wenig
13 Je Frühling desto Angst
16 Wohl auch eines queenigen Frühstücks eiserne Bestandteile (2 Wörter)
18 Gees
20 Nur halb so überzeugend wie 55 waagrecht
21 Ölige Hauptstadt
23 Der Engländer vergisst selten dieses Wortes Anfang
24 Vergebene Mühe, einem von vorn zu sagen, dass er sich selbst dies von hinten
25 Bührle-Schuhe
27 Nach uns das Tohuwabohu auf griechisch
29 Mit 33 waagrecht gehört's zu Watt und Gösgen z. B.
31 Angesichts einer Queen von Schweizer Politikern geraspelt
33 Siehe 29 waagrecht
34 Les Bains en Provence
35 Alternde königliche Hoheit
36 Im Auto innerorts nur bis 50 geben!
37 In Marseille ist einer verdreht nackt
38 Auch am ersten ersten wachsen die zweiten der Proleten nicht in den Himmel (2 Wörter)
42 Von der II. 19 senkrecht beherrscht
43 Wurde für die Deutschen im 1. Weltkrieg kein Rubikon
44 Selbst ein 24 waagrecht meint das zweite zum Schweizer Beitritt zur ersten (2 Wörter)
46 Sorgt auch ohne 33 senkrecht für eine strahlende Zukunft
47 Wenn der dem Gopfried fehlt, braucht er zum Fluchen seinen ganzen Namen
48 Beendet das Händefalten
49 Poetische Fusskralle
50 Elektrische Gehirntätigkeitsaufzeichnung
52 Sympathische Bibelfigur taucht 1968 unter dem Namen Fritz auf
55 So werd' ich dich vergessen (2 Wörter)
57 Gleicht dem einen wie es selbst dem andern
58 Mit dem und 54 senkrecht steht man Freunden bei
60 Lausanner Postfach
61 Siehe 1 senkrecht
62 Siehe 1 waagrecht und 1 senkrecht

Senkrecht (i=j=y)
1 Geradeaus, bei 61 um die Ecke, bei 62 Punkt. Ergibt den zweiten Teil der Lösung (6 Wörter)
2 Paarungszeit
3 Hart geprüft durch schlechte Nachrichten
4 Seine Spaltung brachte den Rest nach 58 senkrecht
5 Jede 54 senkrecht hat ihren
6 Kennen Sie diese kleine Monatszeitung?
7 Kopf hoch – auch Furglers und Gilgens sind gezählt!
8 Befreiender Baskenuntergrund
9 Siehe 1 waagrecht
14 Gewisse Leute in einer gewissen Verfassung pflegen sich dort bei gewissen Begebenheiten umzudrehen
15 Materialismusproblem
16 Dein Streich hat micharg verwirrt, Neffe
17 Im Gegensatz zu Liebe schürbar
19 Siehe 42 waagrecht
20 Wann Sie «das konzept» abonnieren (für sich oder als Geschenk) 2 Wörter
22 Die alte Sau – so kurz wie FJS
24 Ritschard: eidg. Oberzöllner
26 Mondig
28 Fort im Westen
30 Zur Idee fehlt der Fall
32 Sehr korrupte Anstalt?
33 Siehe 46 waagrecht
38 Heute oft durch frau ersetzt
39 «das konzept» ist eine der Gegenwart
40 Ein kurzer Bündner vor den englischen Gewichten gäbe die queenbesuchsadäquate Geräuschkulisse
41 Popeia
43 Die Reife nicht ganz geschafft
45 Afrikanischer Preisboxer a. D.
49 Weniger poetisch als waagrecht
51 Rhätischer Hans
53 So kalt – oder andersrum feminin
54 Siehe 5 senkrecht oder 58 waagrecht
56 Jedes habe eines über sich
58 Siehe 4 senkrecht oder unter den unheimlichen Patrioten
59 Die im Westen – und manchmal im Süden



Lösung zu Kreuzworträtsel Nr. 8 in Nr. 4/80

Waagrecht: 2 akute, 6 Berater, 11 KE, 12 in, 13 Irans, 14 taur, 16 ezreK, 17 Yaks, 20 Stpo, 21 fa, 22 nett Mai, 24 CH, 25 sieh, 27 Err, 28 Helio, 30 LNN, 32 Adams, 36 Ananas, 38 Iberia, 39 Sagen, 40 Fleder, 44 Akt Not, 49 Oster, 50 Has, 52 erare, 53 GEE, 55 tSra, 57 BL, 58 Uri dorf, 62 AT, 63 Unis, 65 Saga, 66 Star I, 67 Nest, 68 Lunte, 70 Tf, 71 uE, 72 Drummer, 73 starr

Senkrecht: 1 Latscha, 2 Akup, 3 Kerosin, 4 Tiefe, 5 Enzahl, 6 Bienen, 7 Erker, 8 ra, 9 aniT, 10 tsaM, 15 Athen, 18 KA, 19 Simsa, 23 Trab, 26 loa, 29 ladet, 31 Nagra, 33 de, 34 Arena, 35 mi, 37 SSR, 38 Ina, 40 Focus, 41 ls, 42 de, 43 ergo, 45 ker, 46 Trau nur, 47 orbis, 48 Telstar, 50 Hefter, 51 Starts, 54 erste, 56 Stift, 59 ra, 60 lglu, 61 Daum, 64 Neer, 69 NM

Lösung: «das konzept» ist kein Fachblatt für Akademiker

Ökonomische Zwischenbilanz des 3-Säulen-Vorhabens:

2. Säule – Ruine im Aufbau

Von Philipp Leutenegger

1972 bereits wurde die zweite von insgesamt drei Säulen für finanzielle Sicherheit im Alter auf Verfassungsebene eingeführt – als Gegenvorschlag zur PdA-Initiative einer umfassenden «Volkspension». Doch bald zehn Jahre danach gibt es noch keine gesetzliche Regelung. Die 2. Säule (betriebliche Vorsorge) gleicht inzwischen einer im Aufbau befindlichen Ruine. Es lohnt sich, die ökonomischen Konsequenzen dieses monströsen Projekts unter die Lupe zu nehmen[1].

Die *«3-Säulen-Konzeption»* wurde nicht in erster Linie im Hinblick auf eine ökonomisch effiziente Sozialversicherung geplant. Sie war vor allem eine politische Antwort auf die PdA-Initiative (1972). Wirtschaftliche Überlegungen traten in den Hintergrund, weil es um Grundsätze ging. Und einer davon hiess: Die Sozialversicherung soll nicht allein dem Staat überlassen werden.

Staatliche Umverteilung kontra Marktlösung

Man war davon überzeugt, dass eine Marktlösung mit Tausenden von unabhängigen Pensionskassen letztlich effizienter sei als eine staatlich verordnete Umverteilung. Dabei waren die 15 000 bereits bestehenden Pensionskassen ein gewichtiges Argument für eine gesetzliche Verankerung der «2. Säule». Begünstigt wurde der Vorschlag von der Arbeitgeberseite, die «ihre» sozialen Einrichtungen als Massstab für den sozialen Fortschritt verstanden wissen wollte. Aber auch die Gewerkschaften befürchteten, ihre schon erkämpften sozialen Fortschritte zu gefährden, und wurden so zu Wanderpredigern der «Dreieinigkeitskonzeption.»

Zeichnung: Eugen Bisig

Die Planer der schweizerischen Wirtschaftspolitik ihrerseits waren von der Aussicht fasziniert, dass im Zuge der 2. Säule bedeutend mehr gespart würde: Langfristig sollten mit der 2. Säule jährlich etwa 5 Prozent des Sozialprodukts (gegenwärtig etwa 5 bis 6 Milliarden Franken) für Investitionen frei werden. Insgesamt war man der Ansicht, das für die betriebliche Vorsorge vorgesehene Deckungskapitalverfahren sei systemgerechter als das bei der AHV angewandte Umlageverfahren (vgl. Kasten).

[1] Vgl. auch das Buch von J. Steiger: «Zweite Säule: Sozialwerk oder Geschäft?», Limmat-Verlag, 1976.

Die Sicherheit «abdecken»?

Die *grössere Sicherheit* wurde als zentrales Argument für das Deckungskapitalverfahren (DKV) angeführt. In Krisenzeiten weist das Umlageverfahren tatsächlich wichtige Nachteile auf: Bei sinkenden Reallöhnen können die vorgesehenen Leistungen nur noch mit staatlichen Zuschüssen aufrechterhalten werden. Dagegen bleibe das DKV von solchen «konjunkturellen Schwankungen» relativ unabhängig, weil jeder Versicherungsteilnehmer sein eigenes «Vorsorge»-Kapital aufstocke und es dann im Pensionsalter langsam aufbrauche. Das leuchtet auf den ersten Blick ein, doch bei gesamtwirtschaftlicher Betrachtung entbehrt diese Vorstellung jeder realen Grundlage.

Zur Auszahlung kommen in Tat und Wahrheit gar nicht diese «eigenhändig» angehäuften Kapitalien, die sind lediglich zur Sicherung der (zukünftigen) Renten da. Die Renten werden – auch bei der 2. Säule – von der heute erwerbstätigen Bevölkerung bezahlt und aus den laufenden Beitragseinnahmen finanziert. Mit andern Worten: Auch beim DKV kann die Nachfrage nach täglichen Gütern nicht aus dem Kapital befriedigt werden, ihre Kosten werden von der heute aktiven Bevölkerung getragen. Das Leistungsniveau (Rentenhöhe) ist also gleich wie beim Umlageverfahren in wirtschaftlichen Krisenzeiten gefährdet.

Der wesentliche Unterschied zum Umlageverfahren besteht im *Kapitalstock*, der beim DKV aus den überschüssigen Einnahmen und den Zinsen aufgebaut wird. Gerade dieser Kapitalstock birgt aber zusätzliche Gefahren für die Sicherheit des DKV:

- Die sogenannte *Aufbauphase* des Deckungskapitals soll etwa 50 Jahre dauern. Während dieser Zeit wird im Gegensatz zur AHV nur ein *Bruchteil der einbezahlten Beiträge als Renten* ausbezahlt.
- Die *anfallenden Zinserträge* – im Jahr 2031 sollen es jährlich 48 Milliarden sein – können nicht als Renten ausbezahlt werden, weil sie zur Deckung der Realkapitalverluste (eingesetzte Inflation und Zunahme des realen Sozialprodukts je zwei Prozent) *vollständig aufgebraucht* werden.
- Das Kapital besteht zu einem grossen Teil aus *Werten* (heute: Wertpapiere etwa 30 Prozent/Arbeitgeberkredite etwa 30%), deren *Realwert in wirtschaftlichen Krisenzeiten nicht abgesichert* ist.
- Das *riesige Kapital* – im Jahr 2031 sollen es 1260 Milliarden sein – *entzieht sich weitgehend der Verfügung der Beitragszahler* und kann aus Sicherheitsgründen nur zu unterdurchschnittlichen Zinsen angelegt werden.
- Das *komplizierte Vorsorgesystem* und das aufwendige Anlegen der Gelder ziehen einen riesigen Verwaltungsapparat nach sich, der zwischen *10 und 15 Prozent aller Beiträge verschlingt.*

Umlageverfahren: Erhobene Arbeitnehmerbeiträge werden direkt auf die heute lebenden Rentner verteilt (AHV/IV). Es gibt eine Umverteilung zwischen hohen und tiefen Einkommen.

Deckungskapitalverfahren (DKV): Jeder Arbeitnehmer stockt mit den jährlichen Versicherungsbeiträgen sein persönliches Kapital auf. Im Falle einer Pensionierung wird seine Rente aus diesem Kapital bezahlt, bis es aufgebraucht ist (2. Säule). Es gibt keine Umverteilung. Es handelt sich dabei um eine reine Versicherung.

– *Aufbauphase:* ist die Zeit, bis das gesamtwirtschaftliche reale Kapital (abzüglich Inflation) aller Pensionskassen sich auf einer bestimmten Höhe einpendelt. In der Schweiz geplant: 50 Jahre. Kapital: 1260 Milliarden.

– *Koordinierter Lohn:* Die Beiträge werden in Prozenten vom Lohn, abzüglich einer fixen Summe (13 200 Fr.), die nicht versichert wird, berechnet. Diese Differenz ist der koordinierte Lohn.

Hauptfeind Inflation

Das Deckungskapital, das der Sicherung der Renten dienen soll, ist wegen der immer drohenden Inflationsgefahr selber Hauptrisiko für die gesetzlich garantierten Rentenleistungen. Um die Realleistungen zu garantieren, muss nach der Logik des Deckungskapitalverfahren das entwertete Kapital um den entsprechenden Betrag aufgestockt werden. Entscheidend ist dabei, dass eine geringe Inflation schon grosse Zusatzbeiträge erforderlich macht. Wäre beispielsweise die vom Bundesrat abgeschätzte langfristige Inflationsrate nicht 2 Prozent, sondern 5 Prozent, so müssten die Beiträge (bezogen auf den koordinierten Lohn) nicht wie vorgesehen zwischen 9,9 Prozent und 22,2 Prozent, sondern zwischen 12 Prozent und 32 Prozent liegen! Diese Zusatzbeiträge könnten aber nicht mehr über die Zinseinnahmen abgeholt werden, sondern müssten von einer staatlichen Organisation (Pool) nach dem Umlageverfahren wieder eingezogen werden. Wieder Milliardenbeträge, wieder ein Verwaltungsapparat.

Keine Rentengarantie mehr?

Auf dem Hintergrund solcher ökonomischer Schwierigkeiten ist wohl auch der Vorschlag der ständeräthlichen Kommission zu sehen, die beantragt, das Leistungsprimat durch das Beitragsprimat zu ersetzen. Im Klartext heisst das: Die Beitragshöhe soll gesetzlich fixiert werden, nicht aber die Renten. Eine bestimmte Rentenhöhe wird nicht mehr garantiert, sondern nur noch der wirtschaftlichen Situation angepasst.

Damit wäre der Traum einer marktwirtschaftlich-kapitalistischen Lösung der Altersvorsorge wohl doch ausgeträumt. Die zentralen Versprechungen der 2.-Säule-Befürworter, die in der politischen Auseinandersetzung um die Volkspension gemacht wurden, sind nicht einlösbar. Sie scheitern am ökonomischen System selber. ●

VSS-Studienreformseminar in Zürich am 13./14. Juni

. . . wenn die Prüfungen schwieriger werden

Studienreformseminar? – Seit wir angefangen haben, dieses Seminar vorzubereiten, fragt man uns: Warum macht ihr denn so was? Was soll das überhaupt?

Es ist bitter notwendig, die Diskussion über Studienreform wieder aufzugreifen. Und zwar dort, wo die meisten von uns betroffen sind: Wenn die Prüfungen schwieriger werden, wenn wir nicht wissen, warum wir etwas lernen müssen, wenn wir schon wieder gehört haben, wir sollten dankbar sein, dass es den strikten Numerus clausus noch nicht gibt.

Zu viele von uns haben akzeptiert, dass die Finanzpolitik Art und Umfang des Ausbaus des Bildungswesens bestimmt: Jetzt in der wirtschaftlichen Krise gibt es gerade kein Geld, also fast keinen Ausbau. Dass gerade jetzt die geburtenstarken Jahrgänge an die Hochschulen kommen, ist ein dummer Zufall. Viel kann man nicht dagegen machen – ausser die eigenen Ansprüche zurückschrauben und alles schlucken.

Für andere ist Studienreform etwas Abstraktes, etwas, das in Gremien behandelt wird (das stimmt nur sehr beschränkt – Studienreformkommissionen sind in der Schweiz zum Sterben verurteilt). Wir erleben aber Studienreform konkret: in Form von Verschlechterung der Studienbedingungen in unserem Fach. Wir haben dann oft das Gefühl, wir hätten Pech, dass gerade in unserem Fach mehr Stoff verlangt wird und sehen nicht, dass an anderen Instituten und Fakultäten ähnliche Veränderungen stattfinden. Um den Stand der Studienreform aufzuarbeiten, um uns gegenseitig zu informieren, was geschehen ist, wie wir uns gewehrt haben, wie wir uns in Zukunft wehren können, wollen wir das Studienreformseminar mit folgendem Programm durchführen:

Freitag: Einführungsreferate ab 10 Uhr; zur bildungspolitischen Situation in der Schweiz; ergänzt durch Kurzreferate zu konkreten Versuchen, Reformen durchzusetzen, sowie zur Situation in der Bundesrepublik. Anschliessend Arbeitsgruppen zu folgenden Themen:

Tutorate/ Projektorientiertes Studium/ Psychische Situation der Studierenden/ Mitbestimmung (im weitesten Sinne)/ Wissenschaftskritik und Hochschuldidaktik/ Studium und Beruf/ Verschulung und Repression (Leistungsdruck, Verschulung usw).

Am Abend: langes, gemeinsames Nachtessen . . .

Am *Samstag* werden wir nach einem kurzen Referat fachspezifische Gruppen bilden, um unsere Erfahrungen auszutauschen und Alternativen zu diskutieren. Bis jetzt haben folgende Gruppen zugesagt:

Historiker/ Ökonomen/ Soziologen/ Ethnologen/Naturwissenschafter/ Ingenieure/ Mediziner.

Statt ein Plenum (die Ergebnisse werden später schriftlich festgehalten) findet am Samstagnachmittag ein *Podiumsgespräch zum Thema «Hochschule und Gesellschaft»* mit Vertretern aus Bildung und Politik statt.

Damit wir einigermassen planen können, ist es wichtig, dass Ihr euch so bald wie möglich fürs Seminar anmeldet:

Ich melde mich fürs VSS-Studienreformseminar an:

☐ Freitag/Samstag, 13./14. Juni
☐ Nur Freitag
☐ Nur Samstag

Ich möchte übernachten:

☐ Privat (Schlafsack mitnehmen!)
☐ Im Hotel

Name:

Adresse:

Studienrichtung/Beruf:

Einschicken (so bald wie möglich) an: VSS, Erlachstrasse 9, 3012 Bern (Auskunft über Telefon 031/23 28 18).

das konzept Tip

Film in der Schule

Mit dem Film *«Cinéma mort ou vif?»* von Urs Graf führt die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft Jugend und Massenmedien (ajm) am 31. Mai einen Impulsnachmittag durch. Eine Szene aus Alain Tanners «Jonas qui aura 25 ans en l'an 2000» bildet die Grundlage für Urs Grafs medienkritischen Film. Am Impulsnachmittag der ajm wird zunächst der Film «Cinéma mort ou vif?» vorgeführt. Anschliessend soll erarbeitet werden, auf welche Weise der Film im film- und medienkundlichen Unterricht eingesetzt werden kann. Der Impulsnachmittag hat auch die Zielsetzung, den Schweizer Film intensiver in den film- und medienkundlichen Unterricht einzubeziehen. Die Leitung haben Urs Graf, Filmemacher, und Dr. Victor Sidler, Mittelschullehrer.

Das genaue Programm können Sie beziehen bei: ajm, Postfach 224, 8022 Zürich, Tel. (01) 242 18 96. (Vgl. zum Film auch «das konzept», Nr. 1/78)

Schwangerer Akademikerin wurde gekündigt

Keine Mütter in Männerberufen

Theres hat 1975 ihr Studium der Petrographie an der Abteilung Erdwissenschaften der ETH Zürich mit guten Noten abgeschlossen – sie gehört zu den wenigen Frauen, die dieses Studium wählen. Nach ihrer Ausbildung führte sie während dreier Jahre bei der Firma Sulzer Werkstoffuntersuchungen durch, welche sie wiederum mit

Aus: «Courage» 6/79

Diplomierte Mütter unerwünscht

guten Zeugnissen abschloss. Mitte letzten Jahres erhielt Theres die mündliche Zusage von Prof. A. in Bern, an einem Nationalfonds-Projekt zur Untersuchung von Manganlagerstätten mitarbeiten zu können. Das Projekt sei für 5 Jahre bei Halbtagsarbeit oder 2½ Jahre bei Vollbeschäftigung bewilligt. (Mündliche Verträge sind bei kleinen Forschungsaufträgen üblich, sie beruhen auf gegenseitigem Vertrauen.) Vorerst arbeitete Theres ganztags; nach Feldarbeiten im Gebirge erhielt sie einen Gastplatz an der ETH zugesprochen.

Theres wurde schwanger, machte aber ihre Arbeit weiter wie bisher. Mit ihren Kollegen an der ETH sprach sie darüber, Prof. A. wollte sie nächstens informieren. Dies erübrigte sich jedoch: Prof. A. hatte schon von der Schwangerschaft erfahren – und kündigte Theres kurzerhand. Als Begründung wurde angegeben, ihre Leistungen hätten nicht den Erwartungen entsprochen, Theres sei mit ihrer Arbeit überhaupt zu langsam vorangekommen.

Theres mobilisierte ihre Gewerkschaft, den VPOD. Ein Gespräch mit Prof. A. schlug fehl. Der professorale Arbeitgeber zeigte sich unnachgiebig und weigerte sich, die Kündigung rückgängig zu machen. Von einer Schwangerschaft wollte er nichts gewusst haben.

So stellt sich für Theres die Situation aus juristischer Sicht:

Wenn es sich um ein unbefristetes Projekt handelt: Eine Kündigung kann bis 8 Wochen vor der Geburt ausgesprochen werden, nachher darf nicht mehr gekündigt werden. Dieser Termin wurde gerade noch eingehalten (Geburt Anfang Mai). Wenn der Termin, auf den gekündigt wird, weniger als 8 Wochen vor der Geburt liegt, muss der Lohn bis 8 Wochen nach der Geburt weiterbezahlt werden (31. Juli).

Wenn es sich um ein befristetes Projekt handelt: Dies ist naheliegend, da das Projekt für maximal 5 Jahre bewilligt ist. In diesem Fall darf nur bei schwerwiegenden Gründen gekündigt werden. Dies kann auf keinen Fall zutreffen, denn Prof. A hat nur angeben können, er hätte die Zeichnungen lieber am Anfang gehabt und vor der Kündigung hatte er keine Zweifel an ihrer Arbeit geäussert oder sie zu einem klärenden Gespräch eingeladen.

Theres erhält nun seit März keinen Lohn mehr. Auf ihrem Fachgebiet ist es praktisch unmöglich, eine neue Stelle zu finden, zumal Prof. A. die wenigen Chancen mit seinem rüden Kündigungsschreiben noch vermasselt hat. Es lohnt sich eben nicht, bei den Herren der Bildungsstätten auf Vertrauen zu bauen!

Marianne Müller-Högstedt

bildungs—news

Studierende müssen zahlen

Der Vorstand des Verbands Studentenschaft Basel bedauert den Ausgang der Volksabstimmung in Zürich über das neue Unterrichtsgesetz. Wenn ein Kanton dem interkantonalen Konkordat zur Hochschulfinanzierung nicht beitritt, müssen Studierende aus diesen Kantonen künftig an der Uni Zürich Studiengebühren von über 5000 Fr. selber bezahlen. Dies ist ein sozialer Numerus clausus. Wenn die Hochschulkantone das Zürcher Beispiel nachahmen, sind wir vom Postulat der Chancengleichheit weiter entfernt denn je. Besonders bedenklich an der Auseinandersetzung ums Zürcher Unterrichtsgesetz muss die Haltung der Parteien stimmen: Die bürgerlichen Parteien – alle haben sie das Postulat der Chancengleichheit auf ihre Fahnen geschrieben – unterstützten die Vorlage. Die Stimmfreigabe der SP scheint uns unverantwortlich, in einer Situation, in der von bürgerlicher Seite versucht wird, soziale Postulate im Bildungswesen und anderswo mit finanzpolitischer Erpressung zu Fall zu bringen.

Trotzki-Archiv geöffnet

Seit dem 2. Januar dieses Jahres ist das Archiv, welches Trotzki der Universität Harvard verkauft hatte, geöffnet. Das Archiv umfasst 17 500 unveröffentlichte Dokumente, welche Trotzki zum Schutz der darin erwähnten oder schreibenden Persönlichkeiten vierzig Jahre lang verschlossen haben wollte. Er hatte es der Harvard-University verkauft, weil die Geheimpolizei Stalins (GPU) hinter seinem Material her war. Schon in Paris hatte Trotzki Teile seines Archives verloren, in Mexiko wurde ein Brandanschlag auf sein Haus verübt und dabei ein Teil seiner Dokumente zerstört. Viele Briefe seiner Korrespondenz mit seinem Sohn in Berlin wurden nach Hitlers Machtergreifung vernichtet. Nach Aussage des französischen Trotzki-Spezialisten Pierre Broué, welcher das Archiv besuchte, muss jetzt das Trotzki-Bild in verschiedener Hinsicht geändert werden; diese Arbeit werde Jahre dauern und nur von einer Gruppe von Forschern bewältigt werden können.

Von besonderem Interesse sind die Dokumente, welche aus der Zeit stammen, als Trotzki noch hoffen konnte, nach Russland zurückzukehren (bis 1933). Einen grossen Teil des Archivs macht die Korrespondenz mit A. Neurath, einem der Gründer der KP der Tschechoslowakei, aus. Pierre Broué, welcher einen überfüllten Studienraum erwartet hatte, meinte, es sei ernüchternd gewesen zu erleben, dass nur wenige Forscher bis jetzt ein Interesse am Material gezeigt hätten.

Spots

Der VSS führte im April ein Seminar über Bildungspolitik durch. Neben anderen Fragen wurde auch das «Lausanner Modell» nochmals erörtert, jene Initiative aus dem forschen Jahr 1969, welche eine elternunabhängige Studienfinanzierung forderte und die 1974 mangels Unterstützung zurückgezogen werden musste. Der heutige Vorstand des VSS sieht in der damaligen Forderungen der Studenten nur noch «Standespolitik», das heisst gruppenegoistisches Anliegen. So nach dem Motto: Weil es die Lehrlinge nicht gut haben, sollen es die Studierenden nicht besser haben. Oder: Die hohle Hand zum Vater hat noch immer die Disziplin gefördert.

GeMAIn! Alle denken nur an das eine . . .

. . . und niemand ans «konzept».

Dabei kostet es bis Ende 80 nur 12 Franken (bis Ende 81 nur 32 Franken).

«das konzept», Jahresabonnement 20 Fr., Ausland 26 Fr. Aus technischen Gründen laufen die Abonnemente stets bis Ende Jahr.

Ich bestelle ein Abonnement «das konzept» (Zutreffendes ankreuzen)
☐ *Juni 80–Dezember 80 für 12 Fr. (Ausland 18 Fr.)*
☐ ***Unterstützungsabonnement (doppelter Betrag)***
☐ *Geschenkabonnement (Name des Beschenkten) hier eintragen, Adresse für Rechnung auf Zeitungsrand)*

Name, Vorname:

Adresse: *PLZ, Ort*

Beruf: *Datum:* *dk 5/80*

Talon einsenden an: ***«das konzept», Weinbergstr. 31, 8006 Zürich***

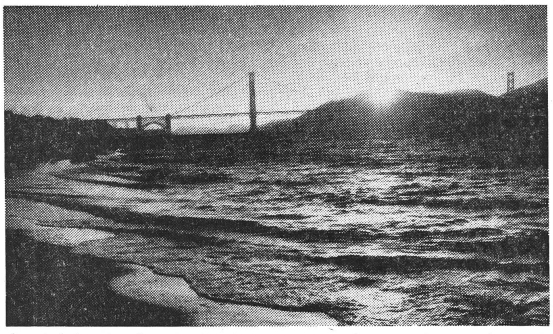
Western-Safari

Ein Reisebericht von Y.D. Köchli

Ausgangspunkt der Safari ist Los Angeles, wo wir am zweiten Reisetag in einem Minibus entlang der berühmten Küstenstrasse, dem Highway 1, Richtung San Francisco fahren. Die Küste der Aussteiger, wie man das Stück zwischen Los Angeles und Frisco (Kurzform für San Francisco) gelegentlich auch nennt, ist ein selten aparter Landstrich. Die exotisch anmutende Vegetation, der Duft von Eukalyptus und wildem Flieder, die Thymianpolster auf den Felsklippen und dahinter das Blau, Pazifikblau, das alles prägt diesen Traumpfad, wo Tausende von freiwilligen Frührentnern der Industriegesellschaft und anderen Anhängern des neuen kalifornischen Lebensgefühls friedlich, oekologisch besonnen und meilenweit vom Stress entfernt hausen.

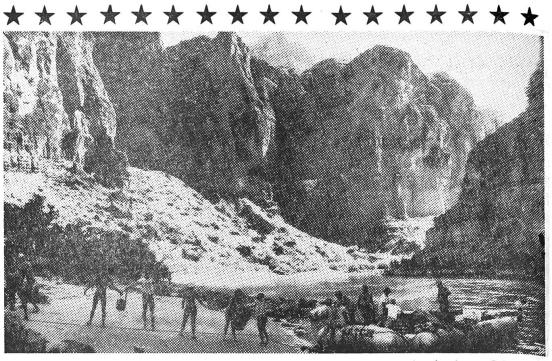
Zu den Perlen dieses Küstenstrichs gehört Carmel, das wir am 3. Tag besuchen. "Carmel ist schön, Carmel ist reich, Carmel ist easy-going", sagen die Amerikaner, und es gilt als Statussymbol, wenigstens einmal im Leben in Carmel gewesen zu sein. Das Städtchen unter Zypressen am halbkreisförmigen weissen Sandstrand bildet das idyllische Schlusslicht der Monterey-Halbinsel und gilt als Künstlerkolonie. Carmel hat heute rund 5000 Einwohner und rund 500 meist kunstgewerbliche Boutiquen, trotzdem beharrt man hier mit Nachdruck auf dem dörflichen Pionierzeit-Image und verzichtet auf Hausnummern.

In San Francisco verbringst du den 3. und 4. Tag deiner Reise. An der Stelle der vor mehr als 200 Jahren erbauten Franziskanermission befindet sich heute die führende Stadt der Westküste. Wirtschaftlich sowohl wie kulturell ist San Francisco die hervorragende Metropole. Und jeder kommt hier auf seine Rechnung: Kulturbeflissene, Shoppingfans, Ausgeflippte, Homosexuelle,... Leben und leben lassen ist die Devise. Wer in Frisco auffallen will, muss sich schon etwas ganz Besonderes einfallen lassen.



Die weitere Reise führt uns zum Lake Tahoe, einem wahren Eldorado für Wassersportler. Vom Kanu bis zum Motorboot steht hier alles zur Verfügung. Nach einer längeren Fahrt durch die Wüste, die wie man bald merkt, nur oberflächlich betrachtet immer gleich ist, erreicht man das Gebiet der grossen National Parks: Cedar Breaks, Zion, Bryce Canyon, Kodachrome Basin, Grand Canyon. Sie alle sind Zeugen der genialsten Architektin der Welt: der Mutter Natur. Je nachdem, ob sie durch Wind- oder Wassererosion entstanden sind, zeigen sie die verschiedenartigsten und bizarrsten Figuren: Bald wirst du hier an einen alten griechischen Tempel erinnert, bald an ein verträumtes Liebespaar, dann wieder an ein Tier... Noch fast erstaunlicher sind die Farbnuancierungen: Je nach Tageszeit präsentiert sich der Steinzauber immer wieder anders.

Mitte der zweiten Woche beginnt die siebentägige Flussfahrt auf dem Colorado im Grand Canyon. Ein Erlebnis, das man nur unzureichend beschreiben kann. Denn die siebentägige sukzessive "Zivilisationsflucht" öffnet dir völlig neue Perspektiven: Ganz nah am Lebensnerv der Natur wirst du sämtliche Zivilisationsbeschwerden vergessen! Auf den Spuren von Major Powell, der 1869 mit einer kleinen Equipe als erster die Flussfahrt wagte, wirst du nebst der Wildwasserfahrt, die je nach Wasserstand ziemlich ruppig sein kann, eine Vielzahl von kleinen Wanderungen in die Seitencanyons erleben, die meist unvermutete neue Ueberraschungen eröffnen: Kleine und grössere Wasserfälle, Höhlen mit Indianerinschriften, alte Kupferminen... Und so ist Las Vegas am 18. Tag der Reise für die meisten ein Kulturschock, den man zuerst überwinden muss: Die unzähligen Lichtquellen, das Rasseln und Klirren der "slot machines" macht im ersten Moment fast verrückt.



Nach einem erfolgreichen ersten Sommer wird der SSR auch dieses Jahr die Western Safari durchführen. Höhepunkt der Reise ist die siebentägige Flussfahrt im Schlauchboot auf dem Colorado River.

Doch du wirst sehen, auch dieser "crazy place" hat seine Reize. Vor allem gegen die Morgenstunden, wenn die gewöhnlichen Touristen ins Bett gegangen sind und nur noch die Angefressenen spielen, bekommt man manche unvergessliche Szene vorgeführt.

In Los Angeles schliesslich, das mit einer Mischung aus Bewunderung und Aengsten "the fast city" genannt wird, verbringst du die letzten vier Tage deiner Safari; und glücklicherweise steht dir hier ein Mietauto zur Verfügung. Denn die vielgerühmte kalifornische Freiheit lässt sich nur motorisiert verwirklichen: Das Auto ist hier sozusagen Unterpfand der Unabhängigkeit. Kein Wunder, dass hier ein Gebrauchtwagenkult herrscht wie nirgends auf der Welt. Das raffinierte Freeway-System, das man übrigens bald durchschaut, wirst du in dieser Riesenagglomeration, und das ist Los Angeles, richtig schätzen lernen.

Der Sonderprospekt ist erhältlich bei

SSR-Reisen

Tel. 01/242 30 00

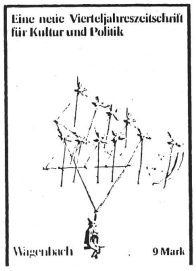
Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen und Zürich

das konzept bücherservice

ausgewählt von Ruth Jäger, Regula Reiter, Gusti Schneiter

Freibeuter 3: Lust auf Städte. *Eine neue Vierteljahreszeitschrift für Kultur und Politik. Wagenbach-Verlag, 9 Fr.* **Nr. 514**

Themen Nr. 3: Cohn-Bendit sprach mit Woody Allen über New York; Klaus Wagenbach, Schräges über F. J. Strauss; P. P. Pasolini/Gennariello, Brief an einen imaginierten Jugendlichen. Und vieles andere mehr!



Eine makabre Koalition aus Planstaatideologen und technokratischen Machern zimmert uns ein Gesellschaftsmodell, das den politischen Diskurs erstickt, die Kultur zerstört und das Individuum im Datenspeicher verschwinden lässt. Damit lässt sich aber weder Politik noch Kultur machen. Staat schon, aber was für einer! Der Freibeuter lässt sich darauf nicht ein. Er hält boshaft an der schönen Utopie der allseits gebildeten Persönlichkeit fest und arbeitet (wie die früheren Freibeuter) selbstverständlich ohne staatliche Lizenz.

Abo zu vier Nummern pro Jahr 30 statt 36 Fr. (plus Versandspesen). **Nr. 515**

Rudolf Steiner: **Wege der Übung.** *Themen aus dem Gesamtwerk, Bd. 1. Herausgegeben von Stefan Leber. 256 S., Verlag Freies Geistesleben, 12.80 Fr.* **Nr. 517**

Anhand von 12 Vorträgen, die Rudolf Steiner zwischen den Jahren 1906 und 1923 gehalten hat, erfährt der Leser die Grundideen des anthroposophischen Schulungsweges. Dieser Weg ist dadurch gekennzeichnet, dass jeder Schritt bewusst vollzogen und seine Wirkung vom Übenden selbst durchschaut werden kann.

VERLAG FREIES GEISTESLEBEN

Weiter sind in dieser Reihe erschienen:

Bd. 2: **Sprechen und Sprache,** *173 S., 9.80 Fr.* **Nr. 518**

Bd. 3: **Zur Sinneslehre,** *155 S., 9.80 Fr.* **Nr. 519**

Bd. 4: **Vom Lebenslauf des Menschen,** *256 S., 12.80 Fr.* **Nr. 520**

Bd. 5: **Erde und Naturreiche,** *223 S., 10.80 Fr.* **Nr. 521**

Jeder Band dieser neuen Taschenbuchreihe bietet eine themenorientierte Auswahl von Vorträgen aus dem Gesamtwerk Rudolf Steiners. Eine Auswahl, die, von Kennern der Anthroposophie besorgt, den lebendigen Bezug zum Gesamtwerk bewahrt und den aktuellen Stand der Forschung berücksichtigt.

Frau. Ein Handbuch *über Sexualität, Verhütung und Abteibung, Schwangerschaft, Geburt, Körper und Krankheit, Klimakterium und Alter. 309 S., Frauenbuchverlang, München, 19.80 Fr.* **Nr. 317**

Solange wir zuwenig über uns selbst, über unserern Körper wissen, solange wir die Zusammenhänge zwischen Lebensbedingungen und unseren Reaktionen darauf nicht durchschauen, können wir medizinischen Autoritäten und Interpretationen nicht kritisch entgegentreten. Wir brauchen dieses Wissen, damit Krankheit nicht länger das private Resignieren ist gegenüber Verhältnissen, die uns krank machen.

Mit diesem Buch wird manches entmystifiziert und Neues mitgeteilt, Privates wird öffentlich gemacht, um einander zu helfen.

Dies Handbuch hat bereits das 30. Tausend erreicht – in einem Jahr – und dürfte wohl für Mann und Frau ein wichtiges Nachschlage- und Informationswerk sein.

M-Frühling. *Vom Migrosaurier zum menschlichen Mass. Herausgeber: Hans A. Pestalozzi. 255 S., Zyglogge-Verlag, 23 Fr.* **Nr. 502**

Der Migrosaurier wird zweifellos etwas vom Migros-Frühling lernen. Aber wir müssen wachsam sein, denn die Migros plant sicher schon, kleine Lädeli auf dem Land aufzubauen, weil wir so Angst vor den grossen haben.

Alexej Mend/Volker Elis Pilgrim: **Das Paradies der Väter.** *173 S., Beltz+Gelberg, Weinheim, 19.80 Fr.* **Nr. 505**

«Das Patriarchat hat Denken und Handeln vergiftet, die Natur und das Menschenleben deformiert. Der patriarchalen Gesellschaftsordnung verdanken die Menschen unerhörtes Leid. Dies gilt besonders für die Mütter. Ihre Ghettoisierung verursacht ein wachsendes orles Defizit. Die Folgen sind Beziehungsleid in der Partnerschaft, geniale Schäden, lustlose Sexualität. Die Väter produzieren «Scheisse» in Form von Wegwerfmüll; der (inzwischen auch atomare) Müllberg bedroht das Leben.»

Kursbuch 59: Bilderbuch. *192 S., davon 16 4farbig, 16 Seiten 2farbig, Rotbuch/Kursbuch, 8 Fr.* **Nr. 522**

Abo zu vier Nummern *pro Jahr 24 statt 32 Fr.* (plus Versandspesen). **Nr. 523**

Nach 58 Kursbüchern, die mit jeweils ca. 500 000 Buchstaben ein Thema artikulierten, wird «Kursbuch 59» etwas Neues unternehmen: mit ca. 500 Bildern eine andere Art des Lesens erproben.

«das konzept»-Leserinnen und -leser: bestellt eure Bücher direkt bei «das konzept» – sie werden prompt und bequem ins Haus geliefert.
Für Leser auf dem Land, für Faulenzer, Stubenhoker, Bequemlinge usw. beiderlei Geschlechts.
Einfacher geht's nicht: Gewünschte(n) Titel im Talon unten eintragen, Absender gut leserlich eintragen. Talon an «das konzept» schicken.
Übrigens: wir liefern jedes lieferbare Buch.

Steve Chapple/Reebee Garofalo: **Wem gehört die Rockmusik?** *Geschichte und Politik der Musikindustrie. «rororo 7313», 381 S., Rowohlt, 11.80 Fr.* **Nr. 501**

Die Autoren, deren Buch dem verstorbenen Phil Ochs gewidmet ist, erarbeiteten sorgfältig das Entstehen der heutigen Schallplattenkonzerne, welche fast ausnahmslos multinationalen Konzernen angegliedert sind. Inhaltlich reicht das Spektrum von der skandalösen Ausbeutung schwarzer Ghetto-Musiker bis zur totalen Integrierung der sagenumwobenen Progressiven der San-Francisco-Ära. **Ein Buch voller Namen, Daten, Fakten, das zu jeder Schallplattensammlung gehört.**

Bewusst kochen – herzhaft essen. *60 Rezepte für eine begrenzte Welt. 128 S., Verein Erste Welt-Dritte Welt, 5 Fr.* **Nr. 516**

Was hat Kochen ohne Fleisch mit der Welternährungssituation zu tun? Darüber erfährst du mehr, wenn du die Informationen liest, die zwischen den Rezepten eingestreut sind: **Viel von unserem Fleisch wird auf Kosten der Ärmsten dieser Welt produziert.** Fleischlos kochen heisst darum bewusst kochen.

Jusuf Naoum: **Der rote Hahn.** *Erzählungen des Fischers Sidaoui. 84 S., Verlag Der Olivenbaum, 11.50 Fr.* **Nr. 503**

«Solange für den Libanon keine demokratische Lösung gefunden ist und solange das palästinensische Problem nicht im Sinne der Palästinenser gelöst ist, so lange wird der Bürgerkrieg, offen oder verdeckt, noch andauern. Wenn mein Freund Sidaoui heute der junge Mann wäre von damals, er wüsste genau, welche Seite er wählte.» Jusuf Naoum.

Farahats Republik. *Zeitgenössische ägyptische Erzählungen. Herausgeber: Nagi Naguib. 228 S., Verlag Der Olivenbaum, 16.80 Fr.* **Nr. 504**

«Die Texte der vorliegenden Anthologie zeigen eine Tendenz der zeitgenössischen ägyptischen Literatur an. Sie verweisen auf den Übergang von der konventionellen oder einschichtigen realistischen Prosa zu komplexen Formen des Realismus und der Annäherung an die Wirklichkeit. Diese Tendenz ist zugleich gesellschaftspolitisch, sie lässt sich nicht losgelöst von der Entwicklung im Ägypten der fünfziger und sechziger Jahre verstehen.» Nagi Naguib

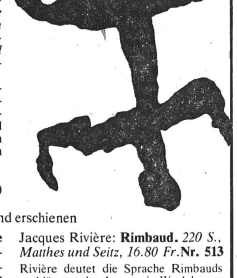
Arthur Rimbaud: **Eine Zeit in der Hölle. Lichtspuren.** *Aus dem Französischen übersetzt und begleitet von Hans Therre und Rainer G. Schmidt (Rimbaud, Werke, 1: Prosa). 268 S., 100 Abb., Matthes & Seitz Verlag, 19.80 Fr.* **Nr. 511**

«Überall der gleiche bourgeoise Zauber, wo der Koffer uns hinpflanzt. Der elementarste Kenner der Körper und Kräfte spürt, dass es nicht mehr länger möglich ist, sich dieser personenverstunkenen Atmosphäre zu unterwerfen, diesem Nebel körperlicher Gewissensbisse, deren Feststellung allein schon an die Nieren geht.»

Der erste Band des neuübersetzten Gesamtwerkes bringt neben den Prosaarbeiten Rimbauds (1854–1891) eine Lebensgeographie des Revolteurs mit viel Bildmaterial und Annäherungen an den Dichter, ausserdem einen Beitrag von Antonin Artaud.

«Rimbaud was a rolling stone.»
(Patti Smith)

Die Liebe muss neu erfunden werden (A. Rimbaud)



Weiter sind erschienen

Arthur Rimbaud: **Das trunkene Schiff.** *Gedichte. Bd. 2 der Werkausgabe. 304 S., 100 Abb., Matthes & Seitz, 22 Fr.* **Nr. 512**

Jacques Rivière: **Rimbaud.** *220 S., Matthes und Seitz, 16.80 Fr.* **Nr. 513**

Rivière deutet die Sprache Rimbauds und lässt so den Leser sein Werk besser verstehen.

Bestellcoupon

Ich bestelle folgende Buchtitel Nr(n).:

Einsenden an: «das konzept», Weinbergstr. 31, 8006 Zürich

Name

Str.

PLZ/Ort

Ich bezahle die Rechnung (inkl. Versandspesen) nach Erhalt der Bücher.